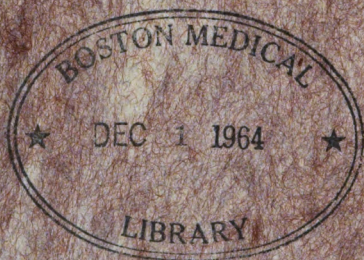


COUNTWAY LIBRARY



HC 265A 9



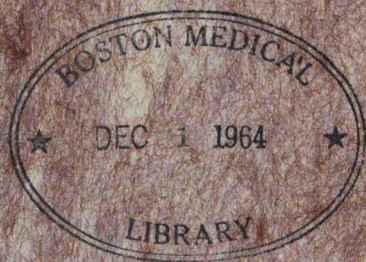


t.6379







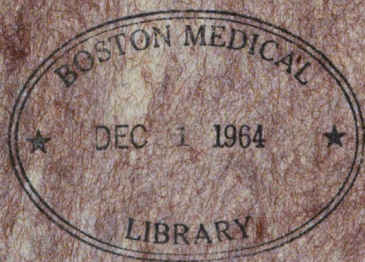


6379







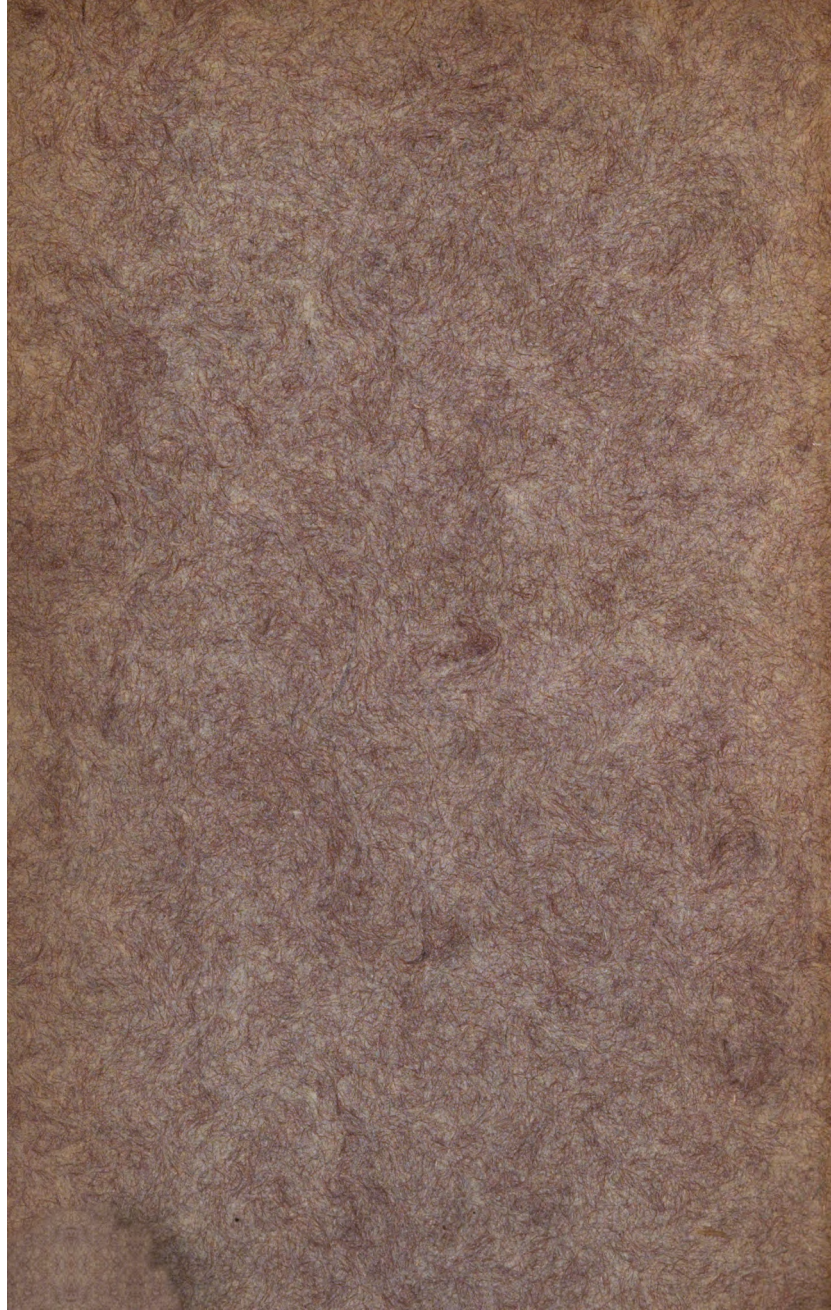


t.6379











**Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek.**  
**Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.**  
**Fünfter Jahrgang. Band 12.**

# Jean Mornas.

Von

Jules Clare<sup>te</sup>tie.

---

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen

von

Auguste Scheibe.

---

Stuttgart.  
Verlag von J. Engelhorn.  
1889.



---

Alle Rechte vorbehalten.

---

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

**BOSTON MEDICAL LIBRARY**  
IN THE  
**FRANCIS A. COUNTWAY**  
LIBRARY OF MEDICINE



## An Herrn Dr. Paul Horteloup.

Lieber Doktor und Freund!

Gestatten Sie mir, Ihnen diese Studie in Erinnerung an die Gespräche zu widmen, welche wir über die ebenso brennende wie besorgniserregende Frage der magnetischen Suggestion (Eingebung) miteinander hatten, eines jener Probleme, die mich — Sie haben mir das hin und wider zum Vorwurf gemacht — aufs leidenschaftlichste interessieren.

Sie sind in Bezug auf diese Dinge, deren Gefährlichkeit Sie besonders hervorheben, zwar weniger eifrig oder weniger gläubig — aber ich will auch nur erzählen, was ich gesehen, und zur lebendigen Darstellung bringen, was ich zum Gegenstand ernster Studien gemacht habe.

In der Salpetriere\*) wie außerhalb derselben, durch Versuche und Beobachtungen, sowie in den Schriften der Fachgelehrten bin ich dem Beweise für die Möglichkeit der hypnotischen Suggestion nachgegangen, welche sich eines Tages den Kriminalrichtern als das furchtbarste juristische Rätsel darstellen wird, und habe meine Erfahrungen und Gedanken in der Erzählung zusammengefaßt, die hier vor Ihnen liegt. Ich will hoffen, daß es, wie man uns ja versichert, demaleinst gelingen wird, sich der hypnotischen Eingebung auf ärztlichem wie auf

---

\*) Ein Verpflegshaus für geistig gestörte, nervenranke, altersschwache und sieche Frauen in Paris.



moralischem Gebiet mit Erfolg zu bedienen, um körperliche Krankheiten zu heilen oder geistige und seelische Mängel und Mißbildungen zu beseitigen; bis dahin aber, fürchte ich, wird diese gewaltige Kraft, die sich vielleicht dem Guten dienstbar machen läßt, zu einer Waffe für Sünde und Verbrechen werden. Indessen — hat nicht jede neue Entdeckung ihre Gefahren? Ist nicht jeder Fortschritt ein zweischneidiges Schwert? Hat das Schießpulver, welches so viele Menschenleben vernichtet, nicht gleichzeitig eine Bresche in die alte Welt gelegt, durch welche die Zukunft ihren siegreichen Einzug halten konnte?

So nehmen Sie denn, lieber Doktor, diese medizinisch-juristische Studie als eine mir selbst gestellte, noch der Lösung harrende Frage über Schuld und Verantwortlichkeit freundlich auf; besonders aber erblicken Sie darin einen Beweis der herzlichen und dankbaren Freundschaft

Ihres treu ergebenen

J. C.

## Jean Mornas.

---

### Erstes Kapitel.

Gewöhnliche Neugier sowohl, wie das Verlangen nach dem lauten, ihn immer an einen Totentanz gemahnenden Treiben der Jahrmärktsvergnügungen hatten Jean Mornas zu dem Volksfeste im Stadtviertel Montmartre gelockt.

Derartige Lustbarkeiten erschienen seinem pessimistisch gestimmten Gemüt wie eine noch viel schneidendere Ironie, als die rauschenden Feste der vornehmen Welt, von denen er in den Zeitungen las. Es gewährte ihm, dem von brennendem Ehrgeiz verzehrten armen jungen Manne aus bürgerlicher Familie, eine Art von schmerzlichem Genuß, sich mit seinem wunden, begehrlichen Herzen durch die Menge zu drängen, das alberne Lachen der Hanswürste vor den Schaubuden, den wirr durcheinander schwirrenden Lärm blinder Schüsse und der schrillen Musik der Karussells zu hören, deren hölzerne Pferde sich drehten, drehten wie Schattenbilder gestorbener und längst begrabener Hoffnungen oder wie welcke Blätter, die der Herbstwind wieder und wieder im Kreise umherwirbelt. Die melancholischen Töne der Drehorgeln drangen ihm wie herzerreißende menschliche Klagen bis ins Innerste.

Er hatte sich in diesem unerquicklichen Gedränge so lange umhergetrieben, bis der äußere Boulevard, auf dem das Fest stattfindet, nach und nach einsam wurde, die Schaubuden eine nach der andern ihre Lichter löschten, Finsternis und Schlaf sich mit bleiernen Flügeln auf die Zelte der Seiltänzer und sonstigen Gaukler herabfenkten und die Klappen an den Bordseiten der Krambuden sich schlossen wie müde Augenlider.



Nur einige der zweifelhaftesten Lokale waren noch offen. Hier setzten einige Nachzügler des Festes, meist unbärtige junge Leute, in allerlei sonderbaren Spielen ein paar Silbermünzen ein und folgten den Wechselfällen des Glückes mit denselben glühenden Augen und zusammengepreßten Lippen, wie jene eingefleischten vornehmen Spieler, die am Baccaratstische oft in wenigen Stunden ein Vermögen gewinnen oder verlieren.

Jean Mornas sah hier lange zu und fand es in seinem achtundzwanzigjährigen, ehrgeizigen Herzen sehr natürlich, daß man das Glück versuchte und, wenn nötig, sogar seine Gunst erzwang. Endlich aber dachte er daran, in die traurige Wohnung zurückzukehren, welche er in einem der billigen Mietshäuser des lateinischen Viertels innehatte. Langsam schlenderte er durch die beinahe finsternen Budenreihen, in denen nur hier und da noch ein trübes Licht durch die vom Winde bewegte Zeltleinwand schimmerte, und während er auf den Trottoirs des Boulevard Rochecouart dem Pigalle-Platz zuschritt, von welchem aus er den linksseitigen Teil von Paris erreichen wollte, grübelte er über das ungebundene Leben jener Gaukler nach, die jetzt in ihren auf Rädern stehenden Behausungen übereinander geschichtet lagen und schliefen — ein Leben unter Gottes freiem Himmel, das vielleicht das denkbar glücklichste war und ihm geradezu verlockend erschien. Die Existenz jener modernen Nomaden, welche mit ihren Affen, ihren Schlangen und Tigern von einem Volksfeste, von einem Markte zum andern ziehen, stieg in poetischen Bildern vor seinem geistigen Blicke auf, um ebenso schnell wieder verschleucht zu werden, als er plötzlich — vielleicht nur mechanisch, vielleicht durch eine Art von magnetischer Kraft oder Instinkt angezogen — in nächster Nähe des jetzt dunkeln Cirkus eine jugendliche weibliche Gestalt bemerkte, welche eiligen Fußes an den hohen Häusern des einsamen Boulevards hinschritt. Zwei Männer von verdächtigem Ansehen folgten ihr ziemlich dicht auf den Fersen, wobei die verlängerten Schatten auf dem Trottoir einen fast ironischen Gegensatz zwischen den weiblich anmutigen Umrissen und den plumpen Gestalten der beiden Männer bildeten, die entweder auf ein brutales Abenteuer oder auf Raub ausgingen.

Mornas folgte diesen Schatten noch mit den Augen, als er plötzlich einen Schrei hörte. Einer der Strolche hatte das weibliche Wesen am Handgelenk gefaßt und sie rief: „Hilfe, Hilfe!“

Die Männer waren schon davongelaufen und hatten sich zwischen den Zelten und Buden in der Dunkelheit verloren,

als Mornas in drei schnellen Sprüngen herbeikam — gerade noch früh genug, um das junge Mädchen, welches umzufinken drohte, in seinen Armen aufzufangen.

Die erste Empfindung, welche sich Mornas aufdrängte, war die, daß er sich in seiner Rolle als Schutzengel etwas lächerlich fand, und während er seinen Schützling in den Armen hielt, fragte er sich, ob das ganze Abenteuer nicht ein geradezu albernes oder wenigstens sehr abgeschmacktes sei. Plötzlich aber bemerkte er beim Scheine der nahen Straßenlaterne einen blutenden Riß, der sich über die Hand des jungen Mädchens — eine sehr hübsche, kleine Hand — hinzog, und an dem Armgelenk, welches der Strolch vorhin gepackt hatte, ein kleines sogenanntes Glücksarmband, ein ärmliches, billiges Ding von Silber, das, verbogen und halb zerbrochen, jenen schmalen blutenden Riß verursacht hatte.

Es war ein Wunder, daß die Bummler sie nicht niedergeschlagen hatten, um sich des bescheidenen Schmuckstückes zu bemächtigen.

Mornas betrachtete das junge Mädchen. Sie war noch sehr jung und sehr hübsch. Die Züge des blassen Gesichtchens waren zart und fein. Als sie wieder zu sich kam und sich in den Armen eines Unbekannten sah, fuhr sie erschrocken zusammen.

„Die Bösewichter sind fort!“ sagte Mornas in beruhigendem Tone.

Jetzt verstand sie alles, und noch zitternd und wie in den Boden gewurzelt, mit seltsam verstörten Augen in die Dunkelheit starrend, dankte sie ihm lächelnd, während sie gleichzeitig, wie mechanisch, mit der Rechten nach dem linken Handgelenk griff, um zu untersuchen, ob das Armband noch vorhanden und nichts zerbrochen sei.

„Suchen Sie etwas . . . mein Fräulein?“

„Eine kleine Medaille.“

Die Medaille hing noch an dem schmalen Riß, und als sie dieselbe fand, huschte ein Freudenstrahl über ihr Gesicht.

„O, ich danke Ihnen, mein Herr — ich danke Ihnen,“ sagte sie. „Ohne Ihre Dazwischenkunft . . .“

„Ohne meine Dazwischenkunft?“

„Ja, jene schrecklichen Männer . . .“

„Die ließen sich leicht verjagen. Als sie mich hörten, waren sie auf und davon. Aber,“ fuhr der junge Mann fort, „wie konnten Sie auch um diese Stunde und allein . . .“

„Man hatte mich im Geschäft so lange aufgehalten,“ gab sie im natürlichsten Tone zur Antwort. „Ich habe mich bisher



nie gefürchtet; es ist das erste Mal, daß ich in unsrem Stadtviertel . . .“

„Wohnen Sie in der Nähe?“

„Ja, am Montmartre.“

Dabei neigte sie mit dem Ausdruck herzlicher Dankbarkeit grüßend das Köpfchen, während sie mit der Rechten noch immer — als sei es ihr alles — das Armband festhielt und sich zum Gehen wandte.

Mornas bot in achtungsvoller Weise seine Begleitung an. Er konnte sie nicht allein gehen lassen — die Strolche konnten wiederkommen — und vertrauend wie ein Kind ließ sie sich von dem jungen Manne heimgeleiten, der wie ein Bruder neben ihr herschritt.

Unterwegs erfuhr Mornas, wer sie war. Eine junge Näherin, die bei ihrer Mutter lebte und für ein großes Weißzeuggeschäft am Boulevard Poissonnière arbeitete, wo sie heute ihre Arbeit abgeliefert hatte und infolge des Neujahrstrubels, wie sie es nannte, so lange aufgehalten worden war.

Sie sprach mit leiser, schüchterner Stimme und drückte sich gebildet aus. Mornas fragte sie nach nichts; sie machte ihm die einfachen Mitteilungen, als sie sich mehr und mehr von ihrem Schrecken erholte, wie einem ganz natürlichen Antriebe folgend, und brach immer wieder in die Worte aus: „Ohne Ihr Dazwischenkommen wäre es um meine Denkmünze geschehen gewesen!“

„Sie denken nur an die Münze; an sich selbst denken Sie gar nicht?“

„Ja, vielleicht wäre es auch um mich geschehen gewesen — aber ich glaube fast, die Medaille schützte die Besitzerin, indem sie den Retter herbeirief. Mama hat mir das kleine Glücksarmband geschenkt, den einzigen Schmuck, den ich besitze. Und die Denkmünze bekam ich bei meiner ersten Kommunion; deshalb halte ich so viel darauf.“

Mornas, der mit der ganzen Zweifelsucht seiner Zeit behaftet war und nichts weniger erwartet hatte, als zu dieser Stunde und in diesem Stadtteile solchen kindlichen Ansichten zu begegnen, war aufs höchste erstaunt. Aber im ganzen überraschte ihn in Paris schon seit langer Zeit nichts mehr. Er wußte, daß man in der ungeheuren Stadt alles findet: unechte Steine im schönsten Geschmeide und echtes Geschmeide im Straßenfehricht. Das junge Mädchen, mit dem er hier plauderte, hatte gewiß nichts von einer Komödiantin, und was sie erzählte, war ohne Zweifel wahr. Jean Mornas fühlte sich

angenehm davon berührt — es war ihm, als ob ein Hauch, ein Duft aus seiner eignen gläubigen Jugendzeit seine Stirn umspielte.

So hatte er an der Seite des jungen Mädchens den Platz Pigalle überschritten, und als er an der langen Reihe der Gaslaternen des einsamen Boulevards hinblickte, über welchen kaum hin und wider ein gespensterhafter menschlicher Schatten huschte, fragte er sich, ob es auch recht und richtig sei, diesem Kinde bis zu seiner Wohnung zu folgen.

„O, Sie belästigen mich gar nicht,“ sagte das junge Mädchen mit naivster Offenheit. „Ja, wenn es nicht schon so spät wäre, würde Ihnen Mama für den Schutz, den Sie mir gewährt haben, gewiß gern danken! Die liebe Mama . . . sie wird schön erschrecken. . . . Ich möchte ihr eigentlich gar nichts davon sagen. . . . Aber nein, nein,“ fuhr sie dann fort, „ich werde ihr alles erzählen; ich verschweige ihr ja nie etwas.“

Was Jean Mornas hörte, berührte ihn wie der Gesang eines Frühlingsliedes. Die Kinderstimme des jungen Mädchens klang so süß und weich. Er hätte gewünscht, die ganze Nacht so neben ihr hergehen zu können!

Sie waren eine nach dem Montmartre empor führende Straße hinaufgeschritten und als sie jetzt um die Ecke einer Querstraße bogen, blieb das junge Mädchen stehen.

„Hier wohne ich!“ sagte sie.

Unwillkürlich blickte Mornas nach dem blauen Straßenschild empor und las: Rue Audran.

Es war ein enges, auf die Rue des Abbesses mündendes Gäßchen, in welchem einige große Waschhäuser für arme Leute und dazwischen Wohnungen von Kleinbürgern und Arbeitern lagen.

An der Hausthür eines niedrigen Gebäudes reichte das junge Mädchen Jean die Hand.

„Noch einmal meinen herzlichsten Dank!“ sagte sie.

Die nahe Gaslaterne beleuchtete jetzt das feine, vorhin so bleiche Gesichtchen.

„Und so werde ich Sie nicht wiedersehen, mein Fräulein,“ sagte er in bedauerndem Tone. „Es hat mich sehr glücklich gemacht, Ihnen . . .“

Sie unterbrach ihn: „Warum werden Sie mich denn nicht wiedersehen? Mama würde sich gewiß sehr freuen, Sie kennen zu lernen. . . .“

„Ihre Mama? . . . Ich weiß ja nicht einmal ihren Namen.“



„Frau Lorin!“

„Und Sie, mein Fräulein, wie heißen Sie?“

„Ich? ... Ja, ich heiße natürlich so, wie Mama,“ sagte sie lächelnd.

„Das weiß ich wohl,“ entgegnete Jean Mornas, einen Augenblick zögernd. „Aber ich meine, wie Sie sonst noch heißen ... ich meine, wie Ihr Taufname ist. ...“

Sie zauderte ein wenig, wie er vorhin gezaubert hatte, dann gab sie mit der früheren frischen Offenheit zur Antwort: „Ich habe einen Namen, der mir gar nicht gefällt; ich heiße Lucie.“

„Aber das ist ja ein sehr hübscher Name.“

„Finden Sie? ... Ich mag ihn nicht. ... Also auf Wiedersehen.“

Dabei hatte sie geklingelt. Die Thür öffnete sich auf einen finsternen Flur und eine ebensolche Treppe.

Jean Mornas sah Lucie im Inneren des Hauses verschwinden und die Thür schlug schwer hinter ihr zu. Noch einen Augenblick blieb er sinnend stehen, um das Haus und die Rue Audran zu betrachten, die ihm bis dahin ganz unbekannt gewesen war. Dann trat er den Rückweg an und kehrte in Gedanken verloren in das von ihm bewohnte Stadtviertel am andern Ufer des Flusses zurück, während er im Schatten jeder Gasflamme das hübsche blonde Mädchen mit dem feinen, zarten Nacken, der sich über die kleine blinkende Denkmünze beugte, zu erblicken glaubte. Wo baueten doch Frömmigkeit und Herzenseinfalt ihr Nest!

Er versuchte es, sich selbst die Nührung hinwegzuspotten, die er vorhin in der Nähe des Kindes empfunden hatte, das sich in seiner Dankbarkeit so harmlos und unbefangen von ihm hatte durch die einsamen Straßen bis ans Haus begleiten lassen, und hohnlächelnd wiederholte er, als er sein ödes Zimmer erreicht hatte, mit lauter Stimme: „Das Glücksrarmband von meiner Mutter! ... Die Denkmünze, die ich zu meiner ersten Kommunion bekommen. ... Als ob es auf dem Boden von Paris noch solche Versteinerungen aus grauer Vorzeit gäbe! Dummes Zeug! Fräulein Lucie hat mich zum Narren gehabt und sich als eine der Tugendheldinnen aufgespielt, die man bei den Rosenfesten befränzt. Du bist doch noch immer ein recht harmloser Bursche, mein guter Jean, obgleich du dir einbildest, du glaubtest an nichts mehr! ... Vielleicht ist sie trotz ihrer Denkmünze und ihres jungfräulichen Wesens um nichts besser, als jene Schnapphähne, die sie anfielen. Und dennoch! ...“

Er schlief ein, während er noch immer das vertrauende Kinderlächeln Lucie Lorins und ihren weißen Nacken mit den feinen blonden Löckchen vor sich sah.

## Zweites Kapitel.

„Wohin wird mich diese Liebelei führen — zu einer Dummheit oder zu einem schlechten Streiche?“ fragte sich Jean Mornas, nachdem er Lucie wiedergesehen.

Er hatte sich selbst das Wort gegeben, keine Thorheiten zu begehen, und was die Unbesonnenheit der Leidenschaft betraf, so wurde er davor wohl durch seinen Ehrgeiz geschützt, denn er war ehrgeizig — ehrgeizig und voll heißer Begier nach allem, was die moderne Weltanschauung als Glück preist und verkündigt: nach Geld und Gut, nach Genuß, nach einem bequemen Leben — und jung, kräftig, mit wallendem Blute und gierigen Zähnen war er bereit, sich mit der Kühnheit eines wagehalsigen Siegers und dem Ungeßüm des Empörers in den Kampf zu stürzen.

„Ich bin unter den Drangenbäumen von Nizza geboren und werde unter der Lafette einer Kanone oder auf einer Barrikade sterben,“ pflegte er oft mit einer Art Galgenhumor zu sagen. „Sonnenschein und Blütenduft im Anfange, Schießpulver und Straßenschmutz am Ende — das ist mein Schicksal. Ich kenne es im voraus!“

Wenn Jean Mornas in irgend welchem Kaffeehause des linken Seineufers sich mit seiner gutturalen, besonders in der Tiefe wohlklingenden Stimme in solchen Deklamationen erging, bildete sich gewöhnlich um ihn ein Kreis von Zuhörern, und er ließ dann die düsteren, brennenden Augen, welche sein gelbliches Gesicht wie mit dunkler Blut erhellten, über sein Publikum dahinschweifen, um — während er die Spitzen seines schwarzen Schnurrbartes zwischen den Fingern drehte — zu beobachten, welchen Eindruck er auf dasselbe hervorbrachte. Dann suchte er wohl die Achseln, erhob die stark gewölbte, von dichtem, schwarzem Haar umsäumte Stirn, richtete die Augen nach dem fernen Horizont, als ob dort das ihm beschiedene Schicksal mit deutlichen Buchstaben geschrieben stehe, und setzte hinzu: „Ja, so werde ich dereinst sterben, wenn es mir nicht etwa gelingt, mein Glück zu machen und in einem weichen Bett von Federn sanft zu entschlummern wie ein Spießbürger! . . .“

Man war im lateinischen Viertel gewöhnt, solche Reden von ihm zu hören. Er sprach sehr laut, ließ seine metallene Stimme wie eine Kriegstrompete erschallen und gab fast jeder Erörterung, ja jeder Plauderei der Studenten den Charakter einer Volksversammlung, zu der er redete. Man hatte ihn bei den Studentenkneipereien im Separatstübchen einer Bierhalle häufig Sätze aufstellen und den ganzen Abend verteidigen hören, wie die: daß unsre Moral eine hinfällige, altersschwache Dame, die Tugend eine ausgediente Ehrenwächterin und jeder Mann ein Dummkopf und Feigling sei, der nicht den festen Willen habe, „den Mandarin zu töten“, \*) wo er ihn finde.

„Ja, den Mandarin — Ihr wißt wohl jenen berühmten Mandarin, von dem schon so viel gesprochen worden ist, ohne daß jemand zu sagen wüßte, wer ihn auf die Welt gebracht hat.“ Dieser Mandarin mußte getötet werden. Es nicht zu thun, wäre einfacher Blödsinn gewesen, und nur ein ausgemachter Einfaltspinsel hätte Gewissenszweifel darüber haben können. Indessen handelte es sich in erster Linie nicht sowohl darum, diesem Satan von Mandarin den Hals umzudrehen, man mußte vor allen Dingen wissen, wo man seiner habhaft werden konnte. Wo man ihn erwischte — das war die Frage. Ihn zu schonen, wenn man ihn einmal hatte und mit Sicherheit darauf bauen konnte, daß es weder in Berlin noch in Paris oder Peking einen Richter gab, das würde ja die reine Berrücktheit gewesen sein! „Was mich anbetrifft,“ pflegte der Redner fortzufahren, „was mich anbetrifft, so bin ich jeden Augenblick bereit, den Mandarin umzubringen, falls mir jemand seine Straße und Hausnummer sagen kann — mag er nun hinten in China oder näher wohnen.“

Ein unheimliches Lachen des jungen Mannes begleitete gewöhnlich die drohenden Worte, „wie das Rollen des Donners, das dem niederfahrenden Blitze folgt“, bemerkte er selbst, als einer seiner Gefinnungsgeoffen ihm einmal sagte, wie sein Lachen in solchen Augenblicken klinge.

Die Beharrlichkeit, mit welcher Jean immer wieder auf diesen angenommenen Fall zurückkam, hatte ihm selbst den Namen „der Mandarin“ unter seiner Zuhörerschaft eingetragen, die sich an dem glänzenden aber mit Kugeln geladenen Feuer-

---

\*) Tuer le mandarin, den Mandarin töten, heißt in der literarischen Junkttsprache: in Gedanken und mit der Gewißheit der Straflosigkeit ein Verbrechen begehen. Anm. d. Uebers.



werk seiner Rede ergözte. „Hast du den Mandarin gesehen? Wird der Mandarin heute abend kommen? Du kennst doch das letzte große Wort des Mandarin?“ Diese Fragen hörte man sehr oft in dem Stadtviertel, das Jean Mornaß bewohnte, jener Mornaß aus den Drangenhainen von Nizza und vom Straßenpflaster von Paris, der ohne bis jetzt eine That vollbracht, ein Buch oder ein Gedicht geschrieben zu haben, nur auf Grund seiner Reden bereits für eine bedeutende Persönlichkeit galt und den Duft des Ruhmes einatmete, wie die Blume eines köstlichen alten Weines.

Ruhm? Er lachte spöttisch! — Darauf borgte ihm der Jude nichts!

Jean war ganz und gar ein Mensch seiner Zeit. Er glaubte nur an den Erfolg, verneinte jedes Ideal und betrachtete die Leute als Narren, welche, bei der Vernichtung aller sonstigen Trugbilder und Hirngespinnste, dennoch bürgerliche Tugenden, Geduld, Einfachheit, geräuschlose Ehrbarkeit, Rechtschaffenheit und wie diese veralteten Dinge sonst heißen, zu verteidigen suchten. Seit er aus seiner südlichen Heimat nach Paris gekommen war, um sein Glück zu machen, setzte er Himmel und Erde in Bewegung und würbe, wie er selbst sagte, den Schmutz durchwühlt und das Straßenpflaster aufgerissen haben, um sich einen Platz im Sonnenschein zu erobern.

Ruhm allein aber konnte ihm nicht genügen, denn er wußte, was derselbe wert war. Er war auf der Straße berühmten Männern begegnet, die von Lastträgern angerempelt und von vorüberfahrenden Droschken mit Schmutz bespritzt wurden — er hatte dem Begräbniß eines berühmten Künstlers beigewohnt und voll Ironie mitangesehen, wie man den grünen Frack — das Ehrenkleid des Mitgliedes der Akademie — auf seinen Sarg gelegt, und dabei seine Orden auf einem Grabtuche von gemeinem schwarzen Tuche festgesteckt. Nein — der Ruhm allein nützte nichts und der Gedanke, einen Namen zu hinterlassen, konnte Mornaß nicht genügen. Er war ein lebender Mensch, wollte leben und hätte alle Träume von Ruhm und Liebe, alle Verse, Lieder und Balladen, die er mit zwanzig Jahren gemacht, hingegeben für Geld und Reichtum, die er nicht besaß und nach denen er gierig strebte.

Er war Mediziner, hatte die ganze Stufenleiter dieser Laufbahn durchgemacht, den Doktorhut erlangt und sich dann, wie tausend andre, mutig in den Kampf ums Dasein gestürzt — wie tausend andre: Chirurgen und Aerzte ohne Patienten und Gelehrte aller Wissenschaften, die den Kopf voll Kenntnisse,

das Herz voll Hoffnung, aber mit leerem, hungrigem Magen durch ganz Paris, von einem Vorzimmer ins andre liefen. Es gab schon zu viele Aerzte in Paris, zwei- bis dreitausend vielleicht, alles war besetzt, alle Zugänge wurden durch eine lärmende, kämpfende Menge verstopft. Die Mode, das Glück, welche mehr gelten als Wissenschaft und Kenntnisse, wandten sich dem einen oder andern zu, und die ihnen nachdrängende Menschenwoge ließ Anfänger und Neulinge auf dem Pflaster von Paris zurück, wie zerstreute Trümmer am Strande. Mornas fühlte sich im Innersten verwundet und angeekelt; seine Eigenliebe empörte sich. Er fragte sich, arm und verbittert, wie er war, ob er sich entschließen sollte, seine Hoffnungen und Wünsche in irgend einem Neste seiner Provinz zu begraben, oder seine Schultern in Paris mit aller Kraft an die Pforten des Erfolges zu stemmen. Er entschied sich für das letztere, aber die Schultern wurden müde und die Thür war zu fest. Nun lebte Jean vom Zufall, von der Rundschaft der Armen und Elenden; aber bald verging ihm auch die Lust an diesem Wirken, das ihm nicht einmal Ruhm und Ehre verhieß. Die Dachstuben, wo der Geruch der Armut ihm die Kehle zuschnürte, die schmutzigen Treppen, die er ohne einen Erfolg für sich hinauf und hinab stieg, widerten ihn an. Es fehlte ihm ebensowohl an jener Begeisterung für seinen Beruf, welche das Herz stählt, wie an einem wirklich warmen Mitgefühl für die leidende Menschheit, und sein Ueberdruß an der verlorenen Arbeit wurde immer größer. Voll Verachtung für die Heilkunst, an die er nicht glaubte, fragte er sich: „Wozu soll es führen, sich und sein Leben in solchen vergeblichen Versuchen, in solchem ewigen Harren und Hoffen abzunutzen? Wenn es noch eine Epidemie, einen Krieg, irgend ein großes Ereignis gäbe, das einen vorwärts bringen könnte! Ja, das wäre was andres. Dann könnte man sich schnell einen Namen machen — vielleicht binnen Jahresfrist zum reichen Manne werden. Man trüge seine Haut zu Markte, doch wenn man Glück hätte, lohnte es auch der Mühe! Aber diese unausgefüllten Tage, langen Nächte und fruchtlosen Versuche — dieses ewige Geduldhaben! . . . Irgend jemand hat gesagt, die Welt gehört den Geduldigen. Weit gefehlt! — Sie gehört den Ungeduldigen.“

Den Dokortitel trug er nur, wie etwa verabschiedete Offiziere den abgeschabten Waffenrock noch zum Spazierengehen tragen, nachdem sie die Treffen davon abgerissen haben.

Jean Mornas bewohnte zur Zeit der Begegnung mit

Lucie ein Studentenstübchen in der Rue Racine und war auf der Suche nach dem, was er „eine Gelegenheit“ zu nennen pflegte.

Wenn er Erfolg hatte (das Wie und Womit war ihm ganz gleichgültig!), wie stolz würde das jene alten braven Leute machen, die in der Nähe von Nizza in einem von grauen Olivenbäumen beschatteten Häuschen wohnten und fast ihr Leztes hingegeben hatten, um sein Studium zu ermöglichen. „Der Kleine ist Doktor der Medizin in Paris!“ würden mit strahlenden Gesichtern seine Eltern sagen, welche als halb bäuerliche Kleinbürger auf ihrer Scholle und in ihren bescheidenen Verhältnissen stets zufrieden gelebt hatten, für den Sohn aber einen andern Wirkungskreis erträumten, und — obwohl ohne allen Ehrgeiz für sich selbst — von den stolzeſten Hoffnungen für den einzigen Sprößling ihrer Ehe, den preisgekrönten Schüler des Gymnasiums erfüllt waren. „Und reden kann der Bursche,“ würden sie hinzufügen, „reden, daß er ebenſogut Advokat, Abgeordneter, Minister und wer weiß was sonst noch hätte werden können.“

Ja, Mornas mußte es wohl — er beſaß jene herbe, ſchneidige Beredsamkeit, welche in öffentlichen Versammlungen nicht nur die Fensterscheiben erheben ließ, sondern die Begierden aufstachelte und die Gewissen irre machte. Ein Tagesblatt des linken Seineufers hatte von Mornas geschrieben: „Eine metallene Stimme in einem metallenen Körper“. Mit mächtigen Muskeln, die im Dienste einer furchtbaren Energie standen — mit dem Feuer ungestümer Jugendkraft auf der Stirn, aber leeren Herzens und beinahe schon müde des Kampfes — in seiner verwegensten Kühnheit gelähmt durch eine Art von Ekel an allen Dingen — unter dem Einflusse der gehässigen Langeweile, der Langeweile der Mittelmäßigkeit, zu welcher der arme Sohn armer Eltern sich verurteilt sah, fürchtete er nur ein Uebel, nur einen Fluch: eben die Armut.

„Wie schade,“ sagte er manchmal mit seinem gutturalen Lachen, „daß man seine Seele nicht mehr dem Teufel verschreiben kann, wie sonst. Das wäre ein Ausweg und,“ pflegte er stärker lachend hinzuzusetzen, „das Geschäft wäre um so vorteilhafter, da sich Satanas im letzten Moment doch um den Fang geprellt sehen würde.“

So in einer Welt lebend, deren geistige Regsamkeit etwas beinahe Fieberhaftes hatte, suchte Jean Mornas sich von einem Tage zum andern durchzuschlagen. Er übernahm schlecht bezahlte Arbeiten, wie das Zusammentragen geschichtlicher Daten



und Auszüge, die er in den Bibliotheken für einen reichen, jungen Mann machte, der ein Buch über den Ursprung der medizinischen Wissenschaft herausgeben wollte, erteilte unverschämten Schlingeln, welche den Lehrer zu den Dienstboten rechneten und demgemäß behandelten, Nachhilfestunden und trug — als Arzt ohne Patienten, als Mensch ohne Glauben, ohne Illusionen und ohne Liebe, als Schriftsteller ohne Namen, verbittert und verbissen seine stolze Armut und seine zurückgebrängten Begierden auf dem Pariser Pflaster spazieren.

Hin und wider, ja ziemlich oft, überkam ihn der tolle Gedanke, seine kalte, mit Backsteinen gepflasterte Stube zu verlassen und den engen Gängen lebewohl zu sagen, wo er voll Groll und Zorn hinter den dünnen Thüren so oft jugendliches Lachen, die laute Lustigkeit von Grisetten, und weiblichen Gesang vernahm. Er empfand das Verlangen nach Nächten ohne schwere Träume, nach Tagen ohne Reib, die er bei Nizza in dem kleinen Garten finden konnte, wo die Mutter nähend neben dem seine Zeitung lesenden Vater unter dem großen Feigenbaume — dem Nistplatze der Perlhühner — saß.

Aber heimkehren wie ein besiegter, geschlagener Soldat, sich in einen Winkel der Provinz begraben, um den Bauern Blaspflaster zu legen, wie ein Dorfbader! Paris verlassen — den Ozean gegen eine Pfütze vertauschen! Alles in Jean Mornas sträubte sich gegen solche Schwäche und Feigheit. Stolz hob er die trotzigke Stirn, betrachtete in dem mit Modersflecken bedeckten, elenden kleinen Spiegel seine energischen, männlichen Züge und sagte sich dann jedesmal mit neuerwachter Willenskraft: „Nein, zum Kleinstädter bin ich nicht gemacht! . . . Ich brauche Paris und werde es mir erobern! Warum sollte ich auch nicht? Bis jetzt hat es mir zwar an Gelegenheit gefehlt — aber auch meine Stunde wird kommen!“

Und mit einem harten Lachen fügte er hinzu: „Für jeden kommt ja einmal die rechte Stunde . . . jedem begegnet einmal im Leben sein Mandarin . . .“

Er dämpfte dabei die Stimme, als fürchte er, daß ihn jemand hören könnte, verspottete sich aber gleich darauf um dieser Besorgnis willen und fuhr fort: „Man ist doch zu dumm! Der Kerl ist ja in China und kann mich nicht hören!“

## Drittes Kapitel.

Seit der Begegnung mit Lucie hatte Jean Mornas einen neuen Grund, sich nicht in den Olivengarten bei Nizza zu flüchten. Selbst wenn er ernstlich daran gedacht hätte, in der Provinz zu verbauern, würde das junge Mädchen ihn in Paris festgehalten haben. Er war oft — anfänglich aus Neugier, später einem unwiderstehlichen Zuge folgend — nach der Rue Audran gegangen, und obgleich Gefühle, wie er mit seiner gewöhnlichen Ironie sagte, niemals seine Sache gewesen, hatte er nach und nach eine leidenschaftliche Zuneigung für das junge Mädchen gefaßt, welches, voll rührender Bewunderung für den Mann, der sie so hoch überragte, seine Liebe erwiderte.

Ja, das, was Jean nach der Rue Audran zurückgeführt, war anfänglich nur Neugier, wenn nicht etwa der instinktive Drang nach einem Roman gewesen, dem das Herz jedes acht- undzwanzigjährigen Mannes unterliegt, selbst wenn derselbe zu jenen „starken Geistern“ gehört, zu welchen Mornas sich rechnete. Er hatte Lucie wiedergesehen und sie hatte ihn der Mutter vorgestellt, einer guten, braven Frau, die sich glücklich schätzte, dem „Retter ihres Töchterchens“, von dem dieses ihr so viel erzählt, danken zu können.

„Was den Retter betrifft,“ hatte Mornas geantwortet, „so kam ich ja nur ganz zufällig . . .“

„Zufällig! . . . Es gibt keinen Zufall, und — Sie können darüber immer lachen! — ich habe dem heiligen Petrus vom Montmartre eine Kerze angezündet, die für Lucie, aber auch ein bißchen mit für Sie war.“

„Sie können darüber immer lachen!“ Nein, er, der Spötter und Ungläubige lachte gar nicht darüber. Er fand in dieser kindlichen Harmlosigkeit einen gewissen Reiz. Uebrigens galten ihm Glaube oder Aberglaube nur als Erzeugnis einer Gehirnthätigkeit, das man als Thatsache hinzunehmen hatte. Gleichzeitig schmeichelte dieses Dankgefühl, welches bei der Mutter ebenso wie bei der Tochter die Form der Bewunderung annahm, seiner Eitelkeit, und so wurden ihm die Besuche bei Frau Lorin bald zur angenehmen Gewohnheit.

Hier war der Ort, wo er sich ausruhen konnte, ein Ort, der ihm in dem heißen Streite der Weltstadt ein Gefühl der Frische, das Behagen eines Haltepunktes gab. Frau Lorin fand, ohne daß sie es laut auszusprechen wagte, die Besuche

des jungen Mannes etwas häufig wiederholt, aber Lucie sah so glücklich aus, wenn er in der Rue Audran erschien, und Jean selbst milderte hier seine Erbheiten und schien so traurig und dabei den beiden Frauen so ergeben, daß sie — gleichzeitig gerührt und bezaubert — sich gar nicht mehr wunderten, wenn er kam.

Ohne daß jemand eine Ahnung von dem Roman hatte — welcher den gewöhnlichen Hörern der Lehren und Behauptungen des Mandarin auch gar zu kindlich harmlos vorgekommen sein würde — teilte sich das Leben Jeans in zwei völlig verschiedene Teile. Die eine Hälfte — ganz seiner Rolle als öffentlicher Charakter gewidmet, voll aufreibenden Kampfes und eines geistlich zur Schau getragenen leidenschaftlichen Zornes — war das Leben eines Menschen, der sich freiwillig zu den Ausgestoßenen zählt und gesellt, das Dasein des Arztes ohne Patienten, des Bergmannes, welcher im dunkeln Schachte einer Ader edlen Metalles nachspürt. Die andre Hälfte barg in Stille und Heimlichkeit das lächelnde, ruhige Glück eines zärtlichen Bräutigams, dessen Hauptföge die Farbenwahl der Rosen bildet, die er abends der Geliebten bringen will. Und je nach dem Rahmen, in dem er erschien, war er ein anderer. Es gab, wie er sich selbst sagte, einen Mornas des rechten und einen des linken Seineufers — das einzige, was er dabei nicht verstand, war nur, daß der eine, praktisch und nüchtern wie ein Hankee, den andern dennoch für keinen ganz einfältigen und thörichten Menschen hielt.

Der verliebte Mornas war in der That das gerade Gegenteil des ehrgeizigen. Die Natur gefällt sich zuweilen in solchen Widersprüchen. Derselbe Mann, welcher, wenn sich die Gelegenheit dazu geboten hätte, Tausende von Menschen in einen blutigen Aufstand hineingeheßt hätte, wurde sanft und beinahe schüchtern vor dem kindlichen Lächeln eines jungen Mädchens. Er kannte jetzt das Leben der beiden Frauen und ihre einfache und gewöhnliche Geschichte, die er, wenn man sie ihm mitgeteilt hätte, um ihn zu rühren, nichts sagend und langweilig gefunden haben würde, und bei der ihm so oft die Thränen in die Augen traten, wenn Lucie ihm davon erzählte.

„Eine dumme, alberne Thräne!“ dachte er.

Die ganze Vergangenheit Luciens war eine graue, trübe und düstere gewesen, ohne daß sie indessen aus der freudlosen Kindheit etwas andres in die Jugendzeit mit hinüber genommen hätte, als eine sanfte, rührende Ergebung. Frau Lorin hatte sie gelehrt, jede Prüfung geduldig hinzunehmen. Sie selbst



hatte viel und schwer gelitten. Als sechzehnjährige, arme Näherin hatte sie den Vater Luciens geheiratet, einen hübschen jungen Mann, welcher ihre einzige Liebe gewesen war, und eine Reihe von Jahren hindurch hatte man die Ehe eine glückliche nennen können. Nach und nach hatte sich indessen der junge Maschinenarbeiter, der ein guter Sprecher war, in der Werkstatt weniger gefallen als in den Versammlungen, wo er seine Kameraden durch feurige Reden begeisterte, und der Beifall eines solchen Abends machte ihn stolzer als ein Tag der Arbeit. Er entfremdete sich allmählich dem häuslichen Herde, überließ seine Frau ihrer Bigotterie, wie er es nannte, und setzte ihr zuweilen in schwungvollen Worten seine Zukunftspläne und Träume auseinander. Das Proletariat sollte befreit, dem weiblichen Geschlechte sollten die Ketten abgenommen werden, deren Last es zu Boden drückte!

„Aber ich fühle mich gar nicht zu Boden gedrückt, Vincent!“ hatte die arme Frau versichert.

„Wie, du fühlst dich nicht zu Boden gedrückt? Sage mir das nicht! . . . Wer sich in die Knechtschaft ergibt, der ist es wert, ein Sklave zu sein!“ Alle diese Reden hatten das sanfte, schüchterne, furchtsame und gläubige Gemüt der jungen Frau erschreckt — und endlich hatte der losbrechende Sturm Vincent Lorin, der ein tapferes Herz besaß, gepackt und hinweggeweht.

Was aus ihm geworden, hatte man niemals recht erfahren. Im Mai 1871, es war jetzt vierzehn Jahre her, war er verschwunden. Seine Frau glaubte, daß man ihn, wie so viele andre erschossen und in einem der Massengräber verscharrt habe, und ließ von dem Geistlichen von Montmartre, der sie getraut, Seelenmessen für den Toten lesen. Zu einer Wiederverheiratung hatte sie sich nicht entschließen können, sondern sich nur der Erziehung ihrer Tochter gewidmet, die seit der Belagerung von Paris und ihren Aufregungen ein nervöses Kind geblieben war. Um die Grausamkeit des Schicksals voll zu machen, bemerkte die arme Frau seit einiger Zeit, daß ihre Kräfte stetig abnahmen, daß sie langsam dahinschwand, daß sie ausging gleich einem Licht, wie Doktor Pomeroy sagte.

Dieser Doktor Pomeroy war ein alter Arzt des Stadtviertels und hier ebenso als allgemeiner Wohlthäter der Armen und Glenden, wie als Arzt bekannt. Er hatte Lucie als Kind bei einem Bräuneanfälle behandelt, und jetzt behandelte er die an Blutarmut hinsiechende Mutter. Er brachte ihr in der Tasche feines Ueberziehers dann und wann eine Flasche guten, alten

Weines mit, was so die Art und Weise war, in der er seine Ansprüche an Honorar zu begleichen pflegte.

Der gute Doktor Pomeroy! Lucie freute sich immer, wenn er kam. Er war ein großer, hagerer Mann mit langem, grauem Haar, der, obgleich immer sehr in Eile, sich in seiner Rüstigkeit dennoch niemals über die vielen Treppen beklagte, die er zu steigen hatte. „Im Gegenteil, das Treppensteigen ist eine vorzügliche Körperbewegung!“ pflegte er zu sagen.

Jean Mornas war mit dem Doktor nie in der Rue Audran zusammengetroffen, und das war ihm um so lieber. Niemand, selbst nicht der Arzt, brauchte von seinem Verkehr mit der Familie Lorin zu wissen. Aber er kannte den alten Herrn dem Namen nach. Es war nicht gerade der eines berühmten Gelehrten, aber sein Träger gehörte zu den in seinem Stande so häufigen Musterbildern selbstloser Güte und Hingebung. Er hatte das Kreuz der Ehrenlegion abgelehnt, mit dem man ihn nach einer mörderischen Epidemie hatte belohnen wollen, in deren Verlauf er sein Leben unzähligemal in die Schanze geschlagen, und die Studenten hatten lange die Antwort des braven Mannes im Munde geführt: „Man kann den Leuten doch nicht dafür einen Orden geben, daß sie ihre Pflicht gethan haben! Wenn ich einmal mehr als meine Pflicht thun sollte, dann werde ich vielleicht nicht nein sagen. Bis dahin sprechen wir nicht davon.“

„Nun, so mag man ihm einen Tugendpreis versehen und nicht weiter davon reden!“ hatte Mornas gesagt, als man ihm gegenüber einmal zu lange bei dem Lobe des Doktors verweilte.

Erst am Sterbetage der guten Frau Lorin traf er mit dem alten Herrn zusammen. Die Arme war endlich der Abzehrung erlegen und Lucie war allein in der kleinen Wohnung der Rue Audran zurückgeblieben, die ihr in der furchtbaren Leere, die sie nach dem Hingange der Mutter empfand, unheimlich groß und öde erschien.

Die eigentümlichen, krankhaft-nervösen Zustände, an denen das junge Mädchen von Kindheit an gelitten, kamen durch Schmerz und Aufregung aufs neue und in so verschärfter Weise zum Vorschein, daß Jean anfänglich darüber erschrak. Aber die Zeit übte auch hier ihre mildernde Wirkung. Wie die körperliche Müdigkeit auch dem Kummervollen die Augenlider zudrückt, so trat bei Lucie nach und nach eine gewisse Ermattung an die Stelle der ersten trostlosen Verzweiflung, und der Zuspriech, die Bärtlichkeit und die Liebe Jeans trugen viel dazu bei, sie in diese verhältnismäßig ruhige Stimmung einzuwiegen.

Jean dachte nicht darüber nach, oder wollte nicht darüber nachdenken, in welche Sackgasse er sich verrannte. Der schüchterne Reiz, selbst die Schwäche des armen Kindes bezauberte ihn. Fast täglich suchte er Lucie mit neuem Entzücken auf und ließ sich von dieser Neigung hinreißen, wie er sich von einem neuen, scheinbar widersinnigen Lehrsatze hinreißen ließ — nur daß es diesmal ein in Handlungen übertragener Lehrsatz war.

Und Lucie gewöhnte sich daran, dem jungen Manne alles zu sagen und mitzuteilen. Sie sprach mit ihm von ihrem Kummer, ihren bescheidenen Hoffnungen und den Plänen, die sie gemacht, um ihrer armen Mutter ein sorgenfreies Alter zu bereiten. Sie hatte eines Tages ein selbständiges Geschäft anfangen und dann für die teure Entschlafene arbeiten wollen, „denn,“ sagte sie, „das sind die Kinder doch den Eltern, die sie erzogen haben, schuldig, nicht wahr?“ Es lag eine Ehrlichkeit und Einfalt im Gemüt und im Geiste des jungen Mädchens, welche erfrischend wirkten, wie eine klare Quelle. Nur um ihr zu gefallen, wurde Mornas gut und einfach — aber was würde man in seinem Kreise dazu gesagt haben? Er steckte das Sträußchen in die Tasche — wie hätte er sich mit Blumen in der Hand auf der Straße sehen lassen können! — wenn er ihr Beilichen brachte, die sie noch lange, nachdem sie verweltet waren, sorgsam aufhob.

Diese Ruhezeit konnte für den ehrgeizigen jungen Mann natürlich nicht von langer Dauer sein. „Wohin sollte die Liebelei führen?“ Er hatte sich seit lange die Frage gestellt, welche von zwei Thorheiten er begehen solle, die, Lucie durch eine legitime Ehe an sich zu fesseln, sie in den Kampf mit hineinzuziehen, den er kämpfte, sie zu Elend und Armut — wer weiß denn, ob nicht für Lebenszeit? — zu verurteilen, oder mit ihr — unbekümmert um die Zukunft — das in seinen Kreisen übliche zigeunerhafte Leben zu beginnen, ein Leben, welches sogar in seiner Lust und Fröhlichkeit verhängnisvoll ist, eine jener „wilden Ehen,“ die, wenn sie nicht schließlich doch zum Standesamte führen, ihren Abschluß im Hospitale zu finden pflegen.

Das junge Mädchen war Jean mit solcher Zärtlichkeit ergeben, daß sie sich unbedingt seinen Wünschen gefügt hätte. Sie fühlte sich an seiner Seite stets von einer Art angenehmer Betäubung umfassen, welche ihr wie die befriedigende Ruhe erschien, von der sie nach einer so traurigen Jugendzeit geträumt, und nicht mit einem Gedanken hätte sie daran gedacht, daß früher oder später, nachdem Jeans Leidenschaft verrauht, das



Ende kommen und sie sich auf die Straße geworfen sehen könnte. Da sie Jean anbetete, kam es ihr gar nicht in den Sinn, daß seine Liebe sie ins Verderben stürzen könnte — sie hätte nichts bedacht, nichts gefürchtet, nichts bereut.

Aber Jean dachte für sie.

Er fühlte sich bis in sein innerstes Wesen hinein von einer Leidenschaft durchdrungen, die ihn gleichzeitig mit Erstaunen und Entzücken erfüllte. In der Stille seines kahlen Stübchens dachte er nur noch an die sanften, blauen, ehrlichen Augen, an das blonde Köpfchen, an das vertrauliche Lächeln Luciens und an die Freude, mit der sie ihn empfing, so oft er kam. Er hatte sich nie, selbst nicht im Traume, eine solche Geliebte vorgestellt und fühlte sich durch sie in seiner Eitelkeit geschmeichelt. Aber er raffte alle seine Kräfte zusammen. Der Roman, der bis jetzt ein unschuldiger geblieben, ihm aber, wenn er länger dauerte, hinderlich werden konnte, mußte kurz zu Ende gebracht werden.

„Der Mann,“ dachte Mornas, „der rechte Mann muß in einer Zeit, da sich jeden Tag die Gelegenheit, die große, entscheidende Gelegenheit bieten kann, die Ellbogen frei haben und darf sich nicht durch eine unnütze Liebesgeschichte die Hände binden.“

Konnte, durfte er Lucie zu Grunde richten, um eine Laune zu befriedigen? Nein — auch Mornas hatte ein Gewissen. Oder sollte er sich noch tiefer in die Netze einer Leidenschaft verstricken, die schon jetzt ihr Bedenkliches hatte? Nein — und abermals nein! Das Beste war also, das Verhältnis aufzugeben, die Kette zu zerbrechen, ehe sie ihn wirklich fesselte, sie zu zerreißen, solange er noch damit spielte, zu fliehen, solange ihm weder die landläufige Dummheit, wie er es nannte, noch die Fesseln eines gewöhnlichen Liebeshandels, noch auch die Thorheit der Leidenschaft den Ausweg sperrten.

„Was ist's denn weiter!“ sagte er sich. „Lucie wird wie eine Vision, wie ein schöner Traum in meinem Leben dastehen — aber ich darf meine Zeit nicht mit Traumgebilden vergeuden. Rappen wir also das Tau!“

Und während er den Weg nach der Rue Audran zurücklegte, widerholte er, was er sich seit seiner ersten Begegnung mit Lucie schon so oft gesagt hatte: „Sie wird mir fluchen, wird mich schlecht und grausam nennen — aber sie wird dennoch, wie ihre selige Mutter, dem heiligen Petrus vom Montmartre eine Kerze anzünden können. Ich liebe sie, sie liebt mich und ich habe die Achtung vor ihr und ihrem Geschlecht nicht verlegt — immerhin eine Seltenheit. Ich habe als rechtschaffener

Mann gehandelt, ja, ich bin fest überzeugt, es gibt manchen sogenannten rechtschaffenen Mann, der sie, an meiner Stelle, zu Grunde gerichtet hätte.“

---

### Viertes Kapitel.

Seit etwa einer Stunde saßen sie sich, ohne zu sprechen, in dem traurigen Stübchen des fünften Stockwerkes am Montmartre gegenüber. Jean betrachtete zuweilen das junge Mädchen, welches über eine Näharbeit gebeugt darsaß, und Lucie erhob in solchen Momenten immer den Kopf und sah ihn mit ihren guten, sanften Augen schüchtern und liebevoll an. Dann wandte er den Blick wieder ab und ließ ihn durch das Fenster über die schwarzen Dächer und grauen Mauern der Nachbargebäude hinweg über die große Häuserwüste, Paris, schweifen, in welcher die Gebäude eng wie Sandkörner dalagen — über Paris mit seinen Kirchen und Kuppeln, seinem Rauch und seinen unlösbaren Rätseln und Geheimnissen — Paris, das sich, in seinen eignen Nebel eingehüllt, unter einem mattblauen, leichten, milden Frühlingshimmel ausbreitete.

Von unten, aus den Gassen, welche von hier aus gesehen mehr ausgeschachteten Minengängen glichen, tönte das Rasseln der Wagen und das ganze dumpfe Summen des großen menschlichen Bienenstockes herauf und Jean Mornas fühlte sich dabei nur noch trauriger und hilfloser in seinem Alleinsein mit dem jungen Mädchen, dem er eine Wunde mitten ins Herz schlagen wollte.

Er sagte sich, daß er sie liebe, von ganzem Herzen liebe und daß sie mehr Anteil an seinem Leben habe, als er sich je zugestanden. Das zwanzigjährige junge Wesen war von einer Herzensreinheit, die selbst ein so wildes Gemüt, wie das seinige beruhigte. Außerdem hatte die Anbetung Luciens für seine ganze ungewöhnliche Persönlichkeit, seine feurige, hinreißende Beredsamkeit etwas Rührendes für Mornas, nahm ihn gefangen und bändigte ihn. Ihm, dem Volksredner, dem Tribun der Bierbänke, dem Zukunftspolitiker, der nach leichtem, bequemerem Lebensgenuß trachtete und um den billigen Beifall der Galerieen warb — ihm, Jean Mornas, der eine Berühmtheit war in der kleinen Welt großer, namenloser Männer, jenem Aehrenfeld, das alle zehn Jahre so üppig emporstößt und welches die ersten

Gewitterstürme gewöhnlich vernichten und hinwegfegen bis auf wenige Halme; ihm, dessen ganzes Leben aus Lärm und Geldgier zusammengesetzt war — eben diesem Jean Mornas that es wohl, eine Vertraute zu haben wie Lucie und sich von der armen Waise anbetend bewundern zu lassen, die von der Welt nichts mehr sah und auf Erden nichts mehr liebte als ihn.

Jetzt im Augenblicke des Bruches erkannte er erst ganz, welchen Schmerz er ihr bereiten mußte, und empfand zugleich eine egoistische Angst vor dem Schmerze, der ihm selbst daraus erwachsen würde; dennoch mußte es sein. Er mußte einen Entschluß fassen, mußte den Streich führen, ihr lebewohl sagen und verschwinden. Er hätte es allerdings auch anders machen können. Er konnte wegbleiben, ihr schreiben oder auch einfach verstummen — aber die herzerreißende Scene war ihm ganz recht. Die Bitterkeit der Thränen, die sie um seinetwillen vergoß, versprach ihm eine, wenn auch herbe Befriedigung. Mußte er leiden, so wollte er wenigstens sehen, wie sehr auch sie litt. Das war sie ihm für die Achtung schuldig, die er ihr bewiesen. Die Thränen des armen Mädchens sollten ihn für seine thörichte, platonische Zurückhaltung entschädigen.

Um sich in seinem Entschlusse zu bestärken, fragte er sich, während er Lucie betrachtete, deren gesenkte Stirn und blondes Haar von einem durch das Fenster fallenden Sonnenstrahle vergoldet wurde, wie er sich schon hundertmal in fieberhafter Aufregung gefragt hatte: „Wozu soll dies Verhältniß führen? Wozu?“

Dann versank er wieder in tiefe Gedanken.

Ein Mann wie er durfte sich nur eine Leidenschaft gestatten, die ihn vorwärts brachte, ihn in seinen eignen Augen, wie in denen der Welt, hob und ehrte. Ein Jean Mornas durfte sich nicht bei einer Grisettenliebschaft aufhalten!

Das war ganz richtig! Aber die Grisette war ihm mehr ans Herz gewachsen, als er geglaubt, und in dem Augenblicke, da er diesen kleinen, unschuldigen Roman, der keine andre Lösung zuließ, mit rauher Hand zertrümmern wollte, jetzt empfand er eine Pein, als ob dieser heimliche, friedliche Teil seines Lebens viel mehr Wert für ihn hätte, als die großprecherische Parade draußen auf dem offenen Kampfplatze.

Und dennoch entschloß er sich, zu sprechen, ganz plötzlich, etwa so, wie ein Mensch sich das tödliche Messer, das er erst von allen Seiten betrachtet, plötzlich ins Herz stößt.

Ohne jede Vorrede sagte er Lucie, daß sie ihn künftighin, das heißt von jetzt an, nicht mehr erwarten solle. Er habe

sich die Sache überlegt. Diese öfteren Besuche, die ihm zu einer so süßen Lebensgewohnheit geworden, müßten aufhören. Seine Lage, die Rücksicht auf seine Zukunft, sowie sein Gewissen machten es ihm zur Pflicht, das junge Mädchen für immer ganz und gar sich selbst zu überlassen.

Er sprach heftig und wie zornig erregt, als wolle er sich selbst betäuben.

Ein Aufschrei Luciens ließ ihn innehalten.

„Nicht wiederkommen? ... Nicht nicht mehr besuchen? ...

Und warum das?“

Dabei war ihr die Arbeit aus den Händen geglitten und zu Boden gefallen; sie ließ die Arme schlaff herunterhängen und sah ihn mit ihren blauen, erschrockenen Augen hilflos an.

Mornas versuchte für seinen Vorsatz vernünftige Gründe anzugeben oder zu finden. Er sagte ihr, daß er arm sei und kein ebenso mittellofes junges Wesen an sein Schicksal ketten dürfe. Er hatte, wie er ihr sagte, Mut genug, für sich allein den Kampf auszufämpfen, und wenn es nicht anders sein konnte, das Halseisen des äußersten Elends zu tragen, aber es würde ihn zu unglücklich machen, einen geliebten Menschen mit sich leiden zu sehen. Wovon sollten sie leben? Etwa von seiner aufreibenden, geistigen Arbeit, welche dessenungeachtet nur eine Art von Handlangerdienst war! Ein alter Gelehrter aus der Provinz, eigentlich nichts als ein litterarischer Papierschnitzsammler, ließ ihn seit vier Wochen jede Nacht über den schwierigsten und dabei verdummendsten Arbeiten hocken. Der Mann hatte sich auf seine alten Tage in den Kopf gesetzt, etwas zu schreiben, und träumte am Rande des Grabes von nichts Geringerem als der Ehre, von der Akademie gekrönt zu werden. Da er selbst aber nichts zu stande brachte, hatte er Jean Mornas — der ihm von seinem Neffen, einem ehemaligen Studien-genossen Jeans, empfohlen worden war — als ungenannten Mitarbeiter, als Padesel und Arbeitspferd angenommen, und der junge Mann begab sich in dieser Eigenschaft häufig nach Versailles, wo der alte Narr wohnte, und verbrauchte sein Hirnschmalz zu Ruß und Frommen eines völlig untergeordneten, talentlosen Tintenfleckers, der noch dazu ein unangenehmer, geiziger alter Kerl war.

„Das ist mein Leben — das sind meine Hilfsmittel,“ schloß Jean seinen Bericht. „Du siehst, wie kärglich es damit bestellt ist! ... Ich hätte vielleicht Arzt bleiben sollen ... aber die Medizin widersteht mir. Ich glaube nicht mehr daran! ... Das Kurze und Lange von der Sache ist, daß ich

ein bloßer Arbeiter bin, wie du, liebe Lucie," fügte er in dem herben Tone hinzu, dessen er sich bei seinen die Menschheit wie die Zustände anklagenden Reden zu bedienen pflegte. . . . „Ja, ein Arbeiter in abgetragenen Kleidern, der nicht einmal, wie der erste beste Steinklopfer, die Gewißheit hat, die Lebensgefährtin, die er sich wählt, durch seine Hände ernähren zu können! Da hast du, was ich bin! . . . Und wenn man nicht mehr ist, so bindet man denen, die man lieb hat, eben nicht den Klotz ans Bein, den man selber schleppt."

Aber wie schwarz und aussichtslos er auch die Zukunft malen, wie schwer er die Last der Armut schildern mochte — Lucie suchte seine Befürchtungen hinwegzulächeln. Das alles schreckte sie nicht! Die Liebe Jeans war ihr eine unentbehrliche Gewohnheit geworden — sie hatte nie danach gefragt, ob er reich oder arm sei oder welches Ziel er verfolgte, und wenn er ihr Stübchen betrat, hatte sie ihn stets als den einzigen Sonnenstrahl ihres Lebens begrüßt. Ihre Mutter hatte ihn für einen gebildeten und guten Menschen gehalten — er war der einzige gewesen, der mit den Nachbarn hinter dem Sarge der armen Frau hergegangen war, und seitdem hatte Lucie ihn immer als zu ihrer Familie gehörend betrachtet. Sie hatte sich auch nie gefragt, warum sie ihn liebe, sondern sich damit begnügt, daß sie ihm eben gut war. Der Gedanke, er könne eines Tages kommen und ihr sagen, daß nun alles aus und vorbei sei, daß er sie nicht mehr besuchen werde, dieser Gedanke war ebensowenig in ihr aufgestiegen, wie der: er könne sie einmal heiraten, sie zu seiner Frau machen! . . .

Man pflegt nicht über die Ursachen glücklicher Zustände nachzudenken, pflegt es besonders dann nicht zu thun, wenn dieses zerbrechliche Glück sich aus einem Troste im Unglück herausgebildet hat. Lucie hatte sich durch Jeans Zärtlichkeit wie in einen Traum einwiegen lassen, und nun fuhren ihr seine Worte wie ebenso viele Dolchstiche durchs Herz und weckten sie plötzlich. Sie begriff gar nicht recht, um was es sich handelte, sie fühlte nur, daß alles um sie her in Trümmer fiel und daß die Einsamkeit drohend herannahte, eine grausame, entsetzliche Einsamkeit, für die es diesmal keinen Trost gab. Ihre Mutter war tot, Jean ging von ihr — was sollte aus ihr werden? Wie eine Ertrinkende, die nach einem Strohhalme faßt, griff sie einigemal in die Luft, dann ließ sie die Arme schlaff herabsinken und sah ihn stumm und mit erlöschendem Blicke an.

Etwas Seltsames, wovon sie selbst sich keine Rechenschaft



ablegen konnte, ging in ihr vor. Es schien, als ob das Leben plötzlich stillstehe und an dessen Stelle das Gefühl des Erstickens und einer ungeheuren Leere sie überkomme, als ob sie aufhöre zu atmen, als ob sie nichts mehr sehe, als das Herz in ihrer eignen Brust. Es war ihr, als bemächtige sich ihrer ein Gefühl der Schwere und Erstarrung.

Jean, der ihr klar machen wollte, daß, wenn er von ihr scheide, er dies nur aus den lautersten Beweggründen thue, da eins der landläufigen Verhältnisse für sie beide zu den Unmöglichkeiten gehöre, hatte dabei ihre Hand ergriffen und blickte ihr in die Augen, als wolle er den letzten sanften, schmerz-erfüllten Blick derselben mit sich nehmen und sie gleichzeitig in seinen eignen Augen den Ausdruck der aufrichtigsten Liebe und des Schmerzes lesen lassen.

So saßen sie, beide stumm, seit einer Minute. Jean selbst fühlte, wie ihm das Schluchzen den Hals zuschnürte, und kämpfte gegen die wahnsinnige Versuchung, das feine, blonde, halb zu ihm erhobene Köpfchen zwischen seine Hände zu nehmen, es mit Küssen zu bedecken und zu schreien: „Nein, nein, ich gehe nicht! Ich bleibe bei dir, denn ich liebe dich! Laß uns miteinander der Armut, dem Elend und allem andern trogen — nur laß uns zusammen bleiben. Laß uns niemals scheiden, hörst du, Lucie, niemals, niemals!“

Es war ihm fast, als hörte er sich diese Worte rufen, und doch fand er die Kraft, sie nicht auszusprechen. Es bereitete ihm eine Art bittren Genußes, dies Kind, das sich ihm, wenn er gewollt, mit Wonne, mit Begeisterung hingegeben haben würde, beinahe in seinen Armen zu halten und sich sagen und wieder sagen zu können, daß er, der Spötter und Ungläubige, rechtschaffener handle als viele andre, die nicht gegangen wären, sondern gefühlvolle, idealistische Phrasen gedreht und Lucie ins Verderben gestürzt hätten.

Nein, er wollte gehen, er mußte gehen!

Aber plötzlich, nachdem er das junge Mädchen lange mit leidenschaftlichen, schmerz-erfüllten Blicken angesehen, glaubte er in Luciens Augen eine seltsame Starrheit wahrzunehmen. Die Pupillen erweiterten sich unter den gehobenen Lidern in eigentümlicher Weise.

Unwillkürlich bog er sich zurück.

Lucie blieb unbeweglich, starr, wie versteinert. Er berührte sie, rief sie an: „Lucie! . . . Lucie! . . .“ Sie antwortete nicht, hörte offenbar nicht, sondern verharrte in starresüchtiger Unbeweglichkeit.

Mornas dachte an jene armen Mädchen, mit denen er in der Salpetrière wie in den Vereinen der Studierenden so mannigfache Versuche angestellt, und fragte sich, ob das zarte, fein organisierte Wesen da vor ihm sich nicht etwa in demselben krankhaft-nervösen Zustande befinde, wie jene Unglücklichen. Auf einmal indessen schien die Starrsucht einer Art von Schlaftrunkenheit Platz zu machen. Das blonde Madonnenköpfchen sank langsam auf die Schulter, während sich die Augen schlossen. Jean Mornas blies schnell auf die geschlossenen Lider und sofort kam Lucie zu sich. Es schien, als ob sie plötzlich aus dem Schlafe erwache. Nach leichtem Blinzeln richtete sie die Augen voll rührender, schüchterner Zärtlichkeit und Bitte auf Jean Mornas. Es war der Blick eines Lammes, welches weiß, daß man es zur Schlachtbank führt.

Jean war in seltsamer Verwirrung und Bestürzung. Er fühlte, daß er nicht den Mut hatte, zu wiederholen, was er vorhin dem armen Kinde gesagt. Ein kalter Schauer hatte ihn bei dem Zusammenbrechen des schwachen, zarten Geschöpfchens gepackt, das da vor ihm saß. Er hatte geglaubt, es zum Tode getroffen zu haben. Dies zeitweilige Aufhören des Lebens, das ihm, wenn er es bei andern beobachtet, nur wie eine einfache, aber interessante Naturerscheinung vorgekommen war, machte hier auf ihn den Eindruck von etwas Unheilvollem, Verbrecherischem. Der Gedanke an das Lämmchen, dem man das Blut abzapfte, welcher ihm vorhin durch den Kopf geschossen, verließ ihn nicht mehr.

Er bemühte sich nun, Lucie zu beruhigen und zu trösten. Alles, was er ihr gesagt, war entweder nicht wahr oder wenigstens noch nicht gewiß. Es sollte ja nur ein Versuch sein — ja, nichts als ein Versuch. Freilich wäre es klüger und vernünftiger gewesen, die Sache nicht so weitergehen zu lassen und sich nicht einer Liebe hinzugeben, die zu keinem Ziele führen konnte. Aber, wer weiß? Vielleicht war es besser, einmal die Vernunft beiseite zu setzen. Sie hatten sich gegenseitig lieb — gut denn — da Lucie es verlangte, wollten sie sich weiter lieb haben! Er dachte nicht mehr daran, sie zu verlassen — jemals zu verlassen. Er würde wiederkommen. Nichts sollte sich ändern. Sie sollte nicht allein bleiben, nein, nein! Er versprach es ihr, schwor es ihr zu!

„Bist du nun beruhigt, Lucie, ganz beruhigt?“ fragte er. Jean mußte, als er so sprach, daß er log. „Aber vor allem muß ich sie beruhigen — muß Zeit gewinnen!“ dachte er. „Später wird man ja sehen . . . ich werde ihr schreiben . . .

vielleicht läßt sich's auch noch anders machen! Aber so, halb tot, kann ich sie doch nicht allein lassen."

Und während er zu ihr sprach, kehrte auf Luciens eben noch so bleiche Wangen die Röte des Lebens zurück. Die Augen, welche in ihrer unheimlichen Starrheit einen beinahe tragischen Ausdruck gehabt hatten, gewannen wieder die frühere sanfte Trauer und in ihrem Lächeln spiegelte sich ein so tief empfundener Dank, eine solche Fülle von Zärtlichkeit, Hingebung und Vertrauen, daß es Jean noch einmal kalt überlief und er sich — erschreckt von dieser Liebe, die ihn umfing wie eine Schlingpflanze, gleichzeitig aber hingerissen und tief ergriffen — nochmals versucht fühlte, das Mädchen an sich zu pressen und sie in seinen Armen mit sich fortzutragen.

---

### Fünftes Kapitel.

Dennoch hatte Jean die Kraft befallen, sich aus den ihn verzweifeln umschlingenden Armen Luciens loszureißen. Er war frei, wie er gegangen, heimgekehrt; das junge Mädchen hatte ihm nichts vorzuwerfen und keinen Anspruch an ihn zu machen; aber er war dessenungeachtet unzufrieden mit sich selbst, denn er hatte die Fesseln dieser thörichten Liebe nicht zerrissen, sondern schleppte sie noch immer mit sich.

"Ich und eine platonische Liebe!" rief er mit spöttischem Lachen. "Wenn das meine Freunde wüßten . . . sie würden den Mandarin nicht übel auslachen!"

Zum Glück für die Eigenliebe Jeans wußten seine Freunde eben nichts davon. Niemand wußte davon, denn Mornaß verbarg dies zarte Winkelchen seines Herzens sorgsam wie einen Schandfleck. Er würde über diese tugendhafte Regung rot geworden sein, wie über ein Laster. Von wirren Gedanken bestürmt, noch immer bewegt von dem Eindrucke, den sein Entschluß, zu scheiden, auf Lucie hervorgebracht, noch immer das entstellte Gesicht, die starren Augen des jungen Mädchens vor sich sehend, kehrte er in seine Wohnung zurück. Diese geheimnisvollen Zustände waren ihm wohl bekannt und hatten ihn immer angezogen. Er hatte sich oft, im Hospital sowohl, wie vor seinen Büchern gefragt, wo dem gegenüber der freie Wille und das Selbstbestimmungsrecht des Menschen bliebe, was in einzelnen beunruhigenden Fällen aus der Verantwortlichkeit des Individuums würde. Und Lucie! Es war nicht das erste Mal,

daß er Zeichen dieser krankhaften nervösen Reizbarkeit an ihr bemerkte. Schon bei ihrem ersten Begegnen war ihm der seltsame Ausdruck ihrer Augen aufgefallen — aber er hatte nicht geglaubt, daß diese zarte Befaitung ans Krankhafte streifte. Sie war an jenem Abende, als die Strolche sie auf dem äußeren Boulevard angefallen hatten, heftig erschrocken, aber der Schreck hatte sie nicht gelähmt und bewußtlos gemacht.

Doch was ein starker physischer Eindruck, ein körperlicher Schrecken nicht gekonnt, das hatte jetzt ein seelischer Schmerz, ein moralischer Schlag zuwege gebracht, der unversehens ihr Herzensglück betroffen. Eine hochgradige Reizbarkeit der Nerven war plötzlich hervorgetreten. Allerdings hatte Frau Lorin ihm zuweilen von der früheren Kränklichkeit und Nervosität ihrer Tochter erzählt — aber er selbst hatte heute zum erstenmal unzweifelhafte Symptome eines Krankheitszustandes an ihr wahrgenommen, den er mit so großem Interesse an andern, ihm ganz gleichgültigen Persönlichkeiten beobachtet und studiert.

Er hatte eine Nervenranke vor sich!

Dies machte ihm nur noch größere Vorsicht im Verkehr mit Lucie zur Pflicht. Der Bruch mußte mit der äußersten Schonung vorbereitet werden. Im Grunde war ihm die Notwendigkeit der einstweiligen Fortführung dieser seiner männlichen Eigenliebe schmeichelnden Idylle auch gar nicht unangenehm. Er hatte für sich nach einem Vorwande gesucht, zu Lucie zurückzukehren, und dieser war nun gefunden. Voll Ironie sagte er sich, daß wenn er auch nicht ausgeführt, was er sich vorgenommen, wenn er, trotz seiner Vorsätze, Lucie auch fernerhin besuchte, dies eben nur aus Rücksicht auf ihren Zustand geschehe. Mochte daraus entstehen, was da wollte, mit dem Herzen einer Nervenranke war nicht zu spaßen. Sie war zu allem fähig — vielleicht sogar zum Selbstmord. Was ist von solchen weiblichen Wesen nicht alles zu erwarten!

Dann seinen gewöhnlichen spöttischen Humor wiederfindend, fügte er hinzu: „Und wenn die Geschichte ein schlechtes Ende nimmt, wer kann dafür? Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert! sagt das Sprichwort.“

Nachdem sich Jean niedergelegt, hatte er in jenem Zustande, welcher dem Schlafe vorherzugehen pflegt, noch einmal die Ereignisse des Tages an sich vorüberziehen lassen, und der Traum — dies von der erlebten Wirklichkeit losgelöste Bruchstück — zeigte ihm nun die sterbende Lucie, welche ihn mit flehendem Blicke ansah und ihn, als er floh, mit den steifen,

leblosen Schritten einer beweglichen Statue verfolgte. Während er durch die Rue Audran bis zur Rue Germain-Pilon hinabließ, hörte er die hart aufstapfenden Füße des jungen Mädchens immer hinter sich, fühlte ihre kalte Hand in seinem Nacken — und als er am andern Morgen wie zerbrochen und zerschlagen erwachte, war es die erste Frage, welche er sich vorlegte, ob er nicht sofort zu Lucie eilen sollte. Konnte der gestrige Zustand nicht Folgen zurückgelassen haben? Aber nein, Lucie, die, als er von ihr ging, vollständig beruhigt gewesen war, hatte vielleicht keine Ahnung mehr von der Scene, die ihn so tief erschüttert, und auch er mußte den Eindruck der tollen Bilder, die ihm der Traum vorgeführt, abzuschütteln suchen. Außerdem erwartete ihn Herr von Berthière in Versailles.

Herr von Berthière war jener sogenannte Gelehrte, welcher Jean Mornas beschäftigte. Er arbeitete wöchentlich zweimal mit dem jungen Manne in seinem Kabinett und bereitete mit seiner Hilfe die Herausgabe eines Werkes über die „Medizin bei den Arabern“ vor. Dasselbe sollte den Ruhm des Autors begründen, der, obwohl fast völlig gelähmt, von Ehrgeiz verzehrt wurde und am Rande des Grabes noch von der Ehre einer Auszeichnung durch die Akademie träumte.

Die Zusammenkünfte Jeans mit diesem Manne fanden in einer Heimlichkeit statt, als handelte sich's mindestens um eine Verschwörung, und der junge Mann wurde stets so vorsichtig in dem Hause der Rue St. Médéric eingelassen, als stehe ganz Versailles auf der Lauer, um hinter das Geheimnis der Abfassung jenes Buches zu kommen.

Die Rue St. Médéric mit ihren reinlichen, weißen, ein- oder zweistöckigen Häusern, eisengrauen Balkons und hellen Fensterläden war eine der stillsten Straßen in dieser Stadt der Stille, und Herr von Berthière, ein ehemaliger hoher Verwaltungsbeamter von Paris, ein alter, einsamer, vergrillter Bücherwurm, der von einer wahren Leidenschaft für geheime Wissenschaften, für Heilkunde, sowie für alte Sitten und Gewohnheiten beseßten war, hatte zu seinem letzten Asyl eins dieser mit einem Balkon verzierten kleinen Häuser von etwas altmodischer, verfallener und bürgerlich gewordener Eleganz gewählt. Die schmale, im Geschmack des achtzehnten Jahrhunderts geschnitzte Eingangstür führte auf einen Flur, dessen andres Ende in einen Garten mündete, und der erste Frühlingshauch, das erste Grün desselben waren das einzige, was den Eintretenden freundlich begrüßte.

Herr von Berthière empfing keinen Besuch und die kleine



Thür wurde so streng und fest verriegelt und verschlossen gehalten, wie die eines Gefängnisses. Besuchten die auswärts lebenden Nissen den alten Einsiedler, so bedurfte es immer erst gewisser Verhandlungen, während deren sie im Hausflur stehen bleiben mußten, ehe sie in das Zimmer des Greises eintreten konnten — Mornas hingegen wurde stets sehr schnell vorgelassen, wie jemand, dessen Besuch von draußen womöglich nicht bemerkt werden soll.

Wenn Jean eintrat, lag Herr von Berthière meist auf seinem Bette, zuweilen auch, in seinen Schlafrock gehüllt, auf einem Divan. Auf dem Kopfe trug er ein schwarzseidenes Käppchen, welches die knochige Stirn fest umschließend, das hagere, faltige Gesicht nur noch fahler erscheinen ließ, aus dem ein Paar kleiner, grauer, unruhiger Augen, blinkend, blinzeln, hell und beweglich wie Mäuseaugen hervorlugten.

In diesem weiten Raume, dessen Wände von unten bis oben mit Bücherbrettern bedeckt waren, verbrachte der halbgelähmte Greis seine Tage. Neben ihm und auf seinem Bette lagen Bücher und Papiere so aufgehäuft, daß er sie mit den knöchigen, langfingrigen Händen leicht erreichen konnte, und er durchwühlte und betastete diese Schätze mit unendlichem Vergnügen. War ihm doch keine andre Freude geblieben, als die Schauer des Entzückens, welches Leute wie er bei der Berührung von Papieren und Büchern empfinden.

Um seine Leute herbeizurufen bediente sich Herr von Berthière eines Sprachrohres, dessen Mundstück stets auf dem Kopfkissen im Bereich seiner Lippen lag.

Jean nahm einige Schritte von dem Bette, vor einem mit Schriften bedeckten Schreibtische, in einem Sessel Platz, welchen der Greis schon seit Jahren nicht mehr benutzen konnte, und las von hier aus mit lauter Stimme dem alten Manne die Auszüge und Ausarbeitungen vor, welche er mit Hilfe der ihm in der letzten Sitzung anvertrauten Quellen gemacht hatte. Dann wählte er unter den zur Hand liegenden Papieren und Büchern diejenigen aus, welche brauchbares Material für die weitere Fortführung des Werkes enthielten, und nahm dieselben mit nach Hause, um in der nächsten Sitzung seinem Auftraggeber den Stoff in neuer Form und in einem Stile vorzulegen, welcher den, der seinen Namen darunter setzen wollte, jedoch nicht immer zufriedenstellte.

„Ja, das ist nicht schlecht . . . ist gar nicht so übel . . . aber ich möchte meine Gedanken etwas kräftiger dargelegt haben. Ihre Ausdrücke sind zu lau . . . zu farblos, zu verwischt . . .

und meine Gedanken . . .“ Seine Gedanken! Jean warf dem alten Herrn bei solcher Gelegenheit wohl einen mütenden Blick zu . . . dann veränderte er die betreffenden Stellen und Herr von Berthière lachte mit beinahe kindischer Befriedigung, wenn er „seine Gedanken“ nun besser wiedergegeben fand, und das halbgelähmte Gesicht verzerrte sich in unheimlicher Freude.

Für diese seine Mitarbeiterschaft empfing Jean Mornas, dem Uebereinkommen gemäß, monatlich die Summe von einhundertfünfzig Franken, von welcher er gegenwärtig seinen Lebensunterhalt bestritt. Für dieses elende Entgelt, welches ihm gerade das tägliche Brot gab, verkaufte er seine Jugend, seine geistige Arbeitskraft und unterstellte seine Gedanken und sein Wissen in schmachvollster Weise den Launen eines andern. Der junge Arzt verließ das Haus in der Rue St. Médéric nie, ohne daß sich sein ganzes Wesen gegen diesen Handel aufbäumte.

An diesem Abende entfernte er sich in einem schwer zu beschreibenden Gemütszustande. Vielleicht in der Empfindung einer gemeinsamen moralischen Schuld, welche ihn, den Pseudo-gelehrten, mit dem ungenannten Mitarbeiter verband, der ihm den litterarischen Namen machte, hatte sich Herr von Berthière Jean Mornas gegenüber zu einem ganz unerwarteten Beweis des Vertrauens bestimmen lassen. Als er dem jungen Arzte vorhin sein Honorar einhändigen wollte, hatte er ihn — nach kurzem Zögern — gebeten, einen gewissen Band des Diderotschen Wörterbuches aus dem Bücherbrette zu nehmen und ihm den geographischen Atlas zu reichen, welchen er dahinter versteckt finden würde.

„Einen Atlas?“

„Ja, einen Atlas, reichen Sie mir denselben her!“

Herr von Berthière hielt die kleinen Augen wie zwei leuchtende Punkte auf Jean Mornas gerichtet, während dieser, mit einem Knie auf dem Fußboden, die bezeichneten dicken Bücher herausnahm und in den entstandenen leeren Raum griff.

„Haben Sie gefunden? Es ist ein großes Kartenwerk.“

Jean hatte in der That einen alten Atlas aus dem vorigen Jahrhundert in stark abgenutztem Ledereinband hervorgezogen und ihn, dem Geheiß des alten Herrn folgend, auf dessen Bett gelegt.

„Das ist eine von meinen Raffetten,“ hatte Herr von Berthière, den jungen Mann noch immer nicht aus den Augen lassend, mit einem kurzen, trockenen Lachen gesagt, das Mornas noch zu hören glaubte. „Eine von meinen Raffetten . . . das

wundert Sie wohl . . . wie? . . .“ Dann hatte er mit seinen dürrten Händen einige der vergilbten Blätter des Buches umgewendet und eine Anzahl von Bankscheinen dazwischen herausgenommen, die er in Päckchen ordnete, dann mit zur Hand liegenden Stecknadeln zusammensteckte und unter sein Kopfkissen schob.

Jean hatte diesem Thun voll Bewunderung zugeesehen, während der gelähmte alte Mann fortfuhr, ihn scharf, gleichsam spöttisch zu beobachten. Endlich entnahm Herr von Berthière dem Atlas noch zwei Scheine, den einen zu hundert, den andern zu fünfzig Franken, legte sie zusammen und hielt sie Jean hin.

„Da ist Ihr Monatsgehalt,“ sagte er.

Die Summe, welche er unter sein Kopfkissen geschoben, betrug wenigstens das Zwanzigfache und noch war das Buch dick ausgebaucht von den Wertpapieren, die es umschloß. Nach einer Weile hatte Herr von Berthière seinen Mitarbeiter, den er so großen Vertrauens würdigte, gebeten, diesen Atlas wieder an seinen Platz zu legen und die beiden Bände des Wörterbuches wieder in die Reihe zu stellen, dabei aber Sorge zu tragen, daß dieselben genau in die rechte Linie zu stehen kommen. „Sie dürfen nicht um ein Haarbreit weiter vor- oder zurückstehen — hören Sie, nicht um ein Haarbreit, denn ich möchte nicht, daß außer Ihnen jemand . . .“ Er hatte den Satz nicht vollendet, aber die grauen Augen blieben fest auf Mornas geheftet.

Seit diesem letzten Besuche in der Rue St. Médéric hatte Jean den Gedanken an den alten Narren und die großen Bücher, hinter denen er sein Geld versteckte, nicht los werden können. Tolle, wilde Phantasieen fuhren ihm durch das Hirn. Er sagte sich, daß ihn einige der Bankscheine, die zwischen den vergilbten Blättern des Kartenwerkes lagen, in den Stand setzen würden, zu leben, behaglich zu leben, oder auch sein Glück zu versuchen. Vielleicht war es sogar möglich, sich damit in einem entfernten Winkel Frankreichs zum Volksvertreter wählen zu lassen — denn das Recht, Gesetze zu geben, läßt sich ja kaufen wie andre Dinge — wenigstens hätte er so, mit den nötigen Mitteln und Waffen ausgerüstet, in den Kampf des Lebens eintreten können! Zu alledem brauchte man Geld und dies Geld war vorhanden, war sogar in bedeutenden Summen hier in dieser Bibliothek vorhanden, die im Erdgeschoße lag, in der sich nur der gelähmte alte Mann aufhielt und zu welcher niemand Zutritt hatte, als er, Jean Mornas — ein Umstand, der sich darauf zurückführen ließ, daß die Eitelkeit des

Herrn von Berthière sein Mißtrauen und seine Vorsicht noch überstieg.

In einer Art von Vision sah Jean häufig das Ruhebett des alten Mannes und ihn, der darauf ausgestreckt lag, leibhaftig vor sich, und ringsum auf den Bücherbrettern standen ungeheure Folioabände, mit Banknoten so vollgestopft, daß sie geplatzt waren und Pakete von Kassenscheinen herabregnen ließen. Ähnliche Bilder füllten seine Träume, und wenn er mitten in der Nacht mit fiebergliühendem Körper und trockener Kehle aufwachte, da schienen sich die Wahnvorstellungen auch des Gehörtes zu bemächtigen und es war ihm, als ob er aus den dunkeln Winkeln seines kleinen Zimmers heraus eine spöttische Stimme ganz deutlich sagen hörte: „Über der Mandarin . . . der berühmte Mandarin . . . da hast du ihn ja!“

Diese Bilder seiner überreizten Phantasie belagerten und quälten ihn fast unablässig und wurden zu einer über alle Maßen aufregenden fixen Idee. Er hatte sich an jene freche, prahlerische Lebensart vom Mandarin gewöhnt und sie im Waffenspiel gebraucht wie eine blitzende Klinge, um sich damit vor seinen verdurkten Zuhörern zu brüsten. Jetzt schien sie ihm gefährlich, entsetzlich; er empfand es geradezu wie ein Verhängnis, daß ihm das Schicksal eine Gelegenheit in die Hand spielte, seine Lehre zu verwirklichen, und ihn damit einer furchtbaren Versuchung aussetzte.

Dieser Gedanke grub sich wie ein glühendes Eisen in das Hirn des jungen Mannes ein. Das ewige Brüten über denselben Gegenstand wirkte nachgerade so schmerzhaft auf seine Nerven, wie die Spitze eines unaufhaltsam eindringenden Bohrers. Tag und Nacht verfolgte ihn die Möglichkeit, zu einem Vermögen zu kommen, mit erschöpfender, aufreibender Hartnäckigkeit. Immer wieder sagte er sich, daß dort, seiner Hand erreichbar, der Reichtum aufgespeichert liege — jenes Glück, dem er bis jetzt vergebens nachgejagt und das vor ihm zu fliehen schien, je eifriger er die Jagd betrieb. Er brauchte nichts zu thun, als die Nägel seiner Hände einzuschlagen und die Finger zu schließen . . . und er war reich . . . reich!

Die Versuchung brachte ihn fast um den Verstand. Seine Nächte vergingen in wilden Träumen, die seiner Qual in der unheimlichsten Weise zu spotten schienen. Der alte Mann zeigte sich ihm angethan mit einem Kaftan von gelber Seide, auf dem schwarzen Käppchen einen Knopf von Krystall, und betrachtete ihn mit dem breiten, starren Grinsen einer chinesischen Porzellanfigur. Herr von Berthière bediente sich der Maske

eines Mandarin, wie man diese Würdenträger auf chinesischen Wandschirmen dargestellt findet, und so natürlich und lebendig war der Traum, daß Jean Mornas ganz deutlich das trockene Hüfteln vernahm, mit welchem der Greis die Banknoten zusammengelegt hatte. Dann fuhr er, erwachend, halb erstickt im Bette empor und blieb eine Weile sitzen, während das Blut in seinen Schläfen hämmerte und es wie Glockenläuten vor seinen Ohren dröhnte. Aber obgleich vollständig wach, vermochte er auch dann noch nicht, die Vision zu bannen, sondern sah nach wie vor den kleinen, alten, hageren Mann vor sich, wie er die Banknoten zu Bündchen ordnete und dieselben dann mit Nadeln zusammensteckte, die er zwischen den langen, gelben Zähnen hielt.

Und dann erinnerte er sich mit erschreckender Genauigkeit an alles, was er in seinen aufruhratmenden Reden, in seinen haßerfüllten Deklamationen über die Notwendigkeit, dreist zuzugreifen, über die Nutzlosigkeit der Geduld, den Unsinn der Ehrlichkeit, die Abgeschmacktheit der Reue gesagt hatte — und alles dies drängte sich für ihn in die eine Formel zusammen: „Den Mandarin töten!“

Ja, da war der Mandarin — ein Mandarin, der in Versailles wohnte statt in Peking, aber ein unnützes Geschöpf, das elende Ueberbleibsel eines in Selbstsucht verknöcherten Menschen, der sein Leben in Siechtum dahinschleppte und, kaum noch zwei Schritte von dem schon geschaukelten Grabe, nach Ruhm und Ehre gierte — ein Geizhals, der Schätze aufhäufte, die er sicherlich nicht dazu verwendete, die Thränen eines Armen zu trocknen oder die Schmerzen eines Kranken zu lindern.

„Warum ist er der Reiche? . . . Warum bin ich es nicht? Warum . . . warum?“ fragte Jean Mornas. „Ja, wenn ich hätte, was er ganz nutzlos zwischen den Blättern eines alten Buches versteckt!“

Der Gedanke blendete ihn förmlich. Er empfand auf den Lippen jenes körperliche, prickelnde Gefühl, das ein vom Durst gepeinigter Mensch empfindet, dem endlich ein Labetrunk winkt. Der Mandarin! . . . Das Glück! . . . Reichtum!

Und ohne über die Möglichkeit der Ausführung dessen nachzudenken, was sich gleichsam mechanisch in seinem Kopfe gestaltete, fing er an, einen Plan, eine Art Scenarium des Verbrechens zu entwerfen. Es war ihm leicht, in das Zimmer des Herrn von Berthière zu gelangen. Die vor allen andern verschlossenen Thüren öffneten sich dem anonymen Mitarbeiter, der von Zeit zu Zeit so geheimnisvoll in Versailles erschien



und dessen Namen die Dienerschaft des Hauses vielleicht nicht einmal kannte. Man nannte ihn dort nie anders, als den „Sekretär des Herrn“, denn Herr von Berthière wünschte zu vermeiden, daß man bei Gelegenheit denjenigen namhaft machen könnte, der das Material für seinen zukünftigen Ruhm zusammengetragen und bearbeitet hatte.

Und wer konnte Jean, während er sich so allein mit Herrn von Berthière im Bibliothekzimmer des Erdgeschosses befand, daran hindern, die Bücher zu durchsuchen, die dem jungen Manne nur noch wie Dekorationen eines Feenmärchens erschienen und in seiner Phantasie alle voll verborgener Schätze steckten. Allerdings hatte Herr von Berthière sein Sprachrohr und konnte Hilfe herbeirufen — aber hatte man das Mundstück desselben aus dem Bereich seiner Hände gebracht, so war er hilflos und Mornas konnte machen, was er wollte. Freilich blieb dem alten Manne noch die Möglichkeit, zu schreien, aber wer würde ihn hören!

Wenn man ihn aber doch hörte! . . .

Dann — ja dann! Dann kamen ohne Zweifel die Diener herbei — Jean wurde festgenommen, der Polizei übergeben, ins Gefängnis geworfen — er war verloren! . . .

Nein, tausendmal nein, er durfte sich mit solchen Plänen nicht vertraut machen, ihnen nicht nachhängen. Er gab sich alle Mühe, seine Gedanken davon abzulenken, und für einige Stunden gelang ihm das wirklich, dann kehrten sie wieder zu dem Gegenstande zurück. Der junge Mann begann von neuem, ein mögliches Attentat zu planen, freilich ohne die Absicht, dasselbe auszuführen, nur etwa so, wie man über eine Schachpartie nachdenkt oder sich aus Liebhaberei mathematische Aufgaben stellt.

Inzwischen war der Tag gekommen, sich wieder nach Versailles zu begeben. Die Stille der Straße St. Médéric fiel Jean auf. Man war hier wie abgeschieden von der übrigen Welt . . . und das Haus des Herrn von Berthière lag so besonders einsam.

Während Mornas auf der Schwelle wartete, hörte er, wie der Diener meldete: „Der Sekretär des gnädigen Herrn,“ und das war eine neue Sicherheit. Man wußte, aller Wahrscheinlichkeit nach, im Hause seinen Namen nicht. Allerdings würde man denselben in den aufgefädelten Notizen des alten Mannes finden, und außerdem kannte ihn der Nefte des Herrn von Berthière . . .

Jean blieb unbeweglich in der Mitte des Zimmers stehen,

nachdem der Diener die Thür hinter ihm geschlossen. Er betrachtete Herrn von Berthière, der lang ausgestreckt auf seinem Ruhebett lag, und es schien ihm, als sei der alte Mann, seit er ihn nicht gesehen, nur noch magerer und gelber geworden. Das Wort „gelb“ brachte ihn sofort auf den ihn jetzt beherrschenden Gedanken zurück — auf den Mandarin. „Die Rasse der Mandarinen ist von gelber Hautfarbe,“ sagte er sich, während er so da stand und auf den alten Herrn hinblickte, der nach einem Moment des Schweigens mit seiner trockenen Stimme begann: „Treten Sie etwas näher. Ich habe, seit Sie hier waren, einen neuen Anfall gehabt.“

„Einen Anfall?“

Mornas wußte nicht, was das heißen sollte.

„Ja, mein lieber, junger Mann,“ entgegnete Herr von Berthière. „Ja, ich sehe Sie nicht mehr — ich kann Sie nicht mehr sehen!“

„Nicht mehr sehen?“

Der alte Mann war wirklich, wenigstens vorübergehend, durch Blutandrang erblindet und hatte nun nicht einmal mehr die Möglichkeit, Mornas mit seinen scharfen, kleinen, blitzenden Mäuseaugen zu beobachten.

„Der Doktor gibt mir die Versicherung,“ fuhr Herr von Berthière fort, „daß ich in vierzehn Tagen bis drei Wochen wieder ebensogut werde sehen können wie früher. Sind Sie derselben Meinung?“

Mornas sprach sich in beruhigender Weise über den Fall aus, obwohl er bezweifelte, daß der schon furchtbar zerrüttete Körper im stande sein würde, diesen neuen Anfall — ein Zeichen, daß die Krankheit das Gehirn ergriffen hatte — zu überwinden.

Aber seine Lippen beantworteten die Frage auch nur mechanisch, denn seine Gedanken waren mit ganz andern Dingen beschäftigt. Er sagte sich, daß der Greis es jetzt nicht einmal mehr sehen könne, wenn irgend jemand der Versuchung erliegen sollte, die versteckten Banknoten zu stehlen. Vielleicht war es gar nicht nötig, den Mandarin zu töten, um reich zu werden? Man brauchte ihm seine Schätze ja nur einfach zu entführen! . . .

Mornas wies diesen gemeinen Gedanken indessen weit von sich, näherte sich Herrn von Berthière und las ihm das neue Kapitel: „Betrachtungen über die Gelehrsamkeit der arabischen Ärzte“ vor. Herr von Berthière hörte ihm unter seiner Kappe von schwarzer Seide zu und fand merkwürdigerweise an diesem

Tage wenig zu tadeln. Ein Sonnenstrahl drang durch das Fenster in das Gemach und fiel gerade auf die Bände des Wörterbuches, die Mornaß neulich aus der Reihe herausgezogen hatte.

Unwillkürlich hefteten sich die Augen Jeans auf die mit dem Wappen des Herrn von Berthiere gezierten Einbände der dicken Bücher, hinter welchen ihm seine Einbildungskraft Pakete blauer Kassenscheine zeigte, welche die Rücken der Folianten zu sprengen drohten, und die er . . . mit ein wenig Wahgehaltsigkeit . . .

Aber noch einmal suchte er der Aufsechtung zu widerstehen und stürzte sich in die Arbeit. Er las Herrn von Berthiere das Kapitel zu Ende, dessen Stoff den verschiedensten Quellen entnommen war, und gab sich die verzweifeltste Mühe, nur an das zu denken, was er, ohne sich des Inhalts bewußt zu sein, hervorstotterte, während er, von wilden, glühenden Begierden gestachelt, doch nur den einen Gedanken hatte, die alten hinter den Bänden des Lexikons versteckten Bücher zu durchwühlen, und — in dem brennenden Verlangen, sie zu leeren und sich des Inhalts zu bemächtigen — seine Hände förmlich zucken fühlte.

## Sechstes Kapitel.

Dieser neue Besuch in der Rue St. Médéric steigerte die Qual Jeans aufs Aeußerste. Am Abende desselben Tages begab er sich, um seine aufgeregten Leidenschaften durch den Anblick der sanften Ergebung, des stillen Lächelns Luciens zu beruhigen, nach der Rue Audran. Er fand das junge Mädchen krank, an einer Nervenverstimmung leidend. Das Uebel, mit dem sie in der Kindheit zu kämpfen gehabt, schien wieder-gekehrt zu sein und durch das Hinzutreten einer noch tieferen, unbeschreiblichen Traurigkeit einen neuen Charakter angenommen zu haben. Die fixe Idee, welche sich Jeans immer mehr bemächtigte und sich in seiner Seele festsetzte wie ein unverilgbarer Delfleck, ließ sich auch jetzt, als er das blutarme, blasse Kind aufmerksam betrachtete, nicht bannen. Während ihn Lucie versicherte, „es ist nichts, ich fühle mich ganz wohl,“ schweiften seine Gedanken nach der Rue St. Médéric hinüber und wie durch eine plötzliche Eingebung umfaßte er mit ein und demselben Gedanken den an der Schwelle des Grabes stehenden Greis, welchen er soeben verlassen, und das junge Mädchen,

deren Nervosität ihn — seitdem er sie in jenem starrkrampfartigen Zustande gesehen, hin und wieder mit Besorgnis erfüllte.

Jean hatte sich, wie schon gesagt, früher mit Eifer dem Studium dieser seltsamen Nervenzustände gewidmet, durch welche es möglich wird, ein mit Willen und Gewissen begabtes menschliches Wesen in ein vollständig passives Werkzeug zu verwandeln. Es hatte ihn, „den Geist, der stets verneint“, mit Genugthuung erfüllt, die Hypnotisierten seinem Willen unterthan zu machen, ihr Gehirn gewissermaßen moralisch umzukneten und ihr Fühlen, Thun und Denken nach seinem Gefallen zu bestimmen. Wenn eine der armen nervenkranken Frauen, je nach seinem Geheiß, lachte, betete, weinte oder sang, war es für ihn, den Skeptiker, immer ein ausgesuchter Genuß gewesen, zu fragen, wie es denn, diesen Thatfachen gegenüber, mit dem freien Willen des Menschen bestellt sei, und mehr als einmal hatte er bereits die Frage aufgeworfen, ob in diesen krankhaften Zuständen nicht eine zu verwertende Kraft vorliege und ob es nicht dereinst einem hervorragenden Geiste gelingen würde, diese menschlichen Maschinen seinen Zwecken dienstbar zu machen. In seinen vielbewunderten Reden, welche bald den Flackerphantasieen eines Schwärmers, bald den Proklamationen eines Oberbefehlshabers an sein Heer glichen, hatte er auf diesen Geheimnissen des tierischen Magnetismus schon eine vollständige Willenslehre aufgebaut. Er hatte dabei den menschlichen Willen mit der Elektrizität verglichen und die Behauptung aufgestellt, daß man sich desselben für die Uebertragung gewaltiger, ungeheuerlicher Kräfte und Leistungen bedienen und das Wollen in die Ferne wirken lassen könne, wie den Funken und das Licht.

Seit seinem letzten Besuche bei Herrn von Berthiere und jenem Abende, an dem ihm der Zustand Luciens zuerst aufgefallen, trat die Persönlichkeit des jungen Mädchens mit diesen theoretischen Untersuchungen in Zusammenhang. Mornas fügte dies Kind, welches nicht einmal ahnte, daß es einen Herrn von Berthiere in der Welt gab, in den halb phantastischen Rahmen ein, in welchem „der Mandarin“ sich bewegte.

Lucie, eine hochgradig nervöse, tiefen Einwirkungen leicht zugängliche Natur, konnte — ohne daß bei ihr wie bei den Patienten in der Salpetrière eine bestimmt ausgesprochene Nervenkrankheit vorlag — ohne Zweifel dazu gebracht werden, einem fremden Willen zu gehorchen, und jedenfalls war er, Jean, wenn er es darauf anlegte, im stande, diesen Einfluß

auf sie zu üben. Die Probe ließ sich leicht anstellen und die Voraussetzung hatte sich bald zur Gewißheit gestaltet. Lächelnd, als ob es sich nur um eine Spielerei handelte, hatte er die ersten Versuche gemacht, das sanfte Geschöpf, das ihm ein unbegrenztes Vertrauen entgegenbrachte, zu hypnotisieren, und Lucie war unter der Einwirkung seines Willens bald das geworden, was die professionsmäßigen Marktschreier ein „hochinteressantes Medium“ genannt haben würden.

Er redete ihr ein, daß diese Versuche ihm für seine Studien und Arbeiten von Nutzen sein würden, und so gab sie sich gern dazu her. Legte Jean seine Hand auf die geschlossenen Augen des Mädchens, so verfiel sie sehr schnell in jene Zustände von Schlafsucht oder Starrkrampf, die bei ihr rasch aufeinander folgten.

Erst schauerte sie zusammen, fing bald an zu zittern und begann dann — in der Weise chloroformierter Patienten — halbe, unzusammenhängende Worte zu murmeln. In diesem Stadium stand sie unter dem unbedingten Einflusse seines Willens, und Mornas gab ihr nun ohne jeden Uebergang seine Befehle und brachte ihr jede beliebige Vorstellung bei. Bald ließ er sie im Geiste in einem prachtvollen Garten lustwandeln, wo sie, in kindliche Freudenrufe ausbrechend, nicht vorhandene Blumen pflückte, oder führte sie — immer in der Einbildung — ins Theater, wo sie herrliche Musik vernahm und, mit dem Kopfe den Takt dazu nickend, ein über das andre Mal voll Bewunderung ausrief: „Ach, wie schön, wie wunderschön das ist!“

Lucie erwachte aus diesem Zustande stets urplötzlich, sprang gleichsam mit einem Saße aus dem Schläfe ins Wachen über, ohne daß sie anscheinend etwas wie Müdigkeit oder Abspannung empfand. Nur eine leichte Spur, etwa wie der Abdruck eines Petschaftes in weichem Wachs, schien von der durch Jean empfangenen Eingebung in ihrer Seele zu haften.

Mornas selbst war bestürzt über die erstaunliche Gewalt, die er auf sie ausübte, und sah sich durch die Möglichkeit, mit Luciens unfreiwilliger Hilfe das auszuführen, was er eine kühne That nannte, in die furchtbarste Versuchung geführt.

„Was habe ich denn bis jetzt gesucht?“ fragte er sich, indem er den Blick über die kahlen Wände seines engen Stübchens, die kleine eiserne Bettstelle, den schwarzen Tisch hinschweifen ließ, auf welchem die von dem alten Manne in Versailles befrägelten Blätter lagen. „Was hat mir denn bis



dahin gefeßt? Nichts als die Gelegenheit. Nun, diese Gelegenheit bietet sich mir jetzt! . . . Wäre ich nicht der größte Narr, wenn ich sie nicht benutzte? Den Mandarin töten! Wie oft habe ich das gepredigt! Jetzt ist die Zeit gekommen, die Worte in Thaten umzusetzen! Uebrigens handelt es sich ja nicht einmal darum, den Mandarin ums Leben zu bringen. Das ist ganz unnötig. Man kann sich damit begnügen, das Zusammentreffen günstiger Umstände einfach auszubeuten."

So kamen und gingen und drängten sich die Gedanken in Jeans Kopfe, bis sie nach und nach eine feste Form gewannen. Das Problem, wie er es nannte, schien ihm schließlich wie mit den strengen Linien eines mathematischen Lehrsatzes auf schwarzem Grunde vorgezeichnet. Dort, in Versailles, in der Bibliothek des Herrn von Berthiere lag ein Schatz verborgen, zu dem ein unternehmender Mensch sich leicht Zugang verschaffen konnte. Hinter den alten Büchern, zwischen den vergilbten Blättern staubiger Folianten, lag durch den geizigen alten Mann versteckt, unbenutzt und tot, in Bankscheinen eine große Summe Geld, deren Betrag der Eigentümer selbst nicht kannte, eine Summe, die für jeden Menschen beinahe ein Vermögen gewesen wäre, für Mornas aber mehr zu bedeuten hatte. Für ihn war dies Geld Freiheit, befriedigter Ehrgeiz, ein unabhängiges Leben . . . ein Leben mit wem? Mit dem Mädchen, das er liebte. Denn warum sollte er, wenn er erst reich war, Lucie nicht heiraten? Armut und Mangel schreckten ihn nur mit ihr und für sie. Drohte ihm kein Elend mehr, so fiel auch der Grund hinweg, der ihn hinderte, sein Dasein mit dem des jungen Mädchens zu verknüpfen.

Und da drüben in der Rue St. Médéric, da lag das Mittel, aller Not ein Ende zu machen! . . . Ein Diebstahl freilich! Das Wort hatte Mornas, als es sich ihm zum erstenmal in seiner ganzen nackten, ungeschminkten Häßlichkeit aufgedrängt, mit Abscheu erfüllt. Aber gehörte es denn nicht zu seinen Glaubenssätzen, daß der Mensch sich über alten Krimskrams mit Spott und Hohn erheben müsse? Und nun wollte er, Jean Mornas, sich an ein Wort stoßen?

Das einzige Bedenken lag ja doch nur in der Gefahr, gesehen zu werden, in Verdacht zu kommen und den Gerichten in die Hände zu fallen.

Und dennoch — der Diebstahl, der gemeine Diebstahl widerstand dem jungen Manne, und seine Finger würden im Moment der Ausführung sicherlich den Dienst versagt haben. Die That selbst erfüllte ihn mit instinktmäßigem Abscheu, und

gewöhnt, sich in die Mantelfalten eines Lord Byron zu drapieren, war ihm wohl der Korfar, der raubte und plünderte, sympathisch, aber nicht der Dieb, der heimlich stiehlt.

Endlich brachte ihn die unablässige Beschäftigung mit diesem einen Gegenstande auf einen Gedanken, dessen Neuheit ihm gefiel und dessen gewissermaßen ironische Verquickung mit der Wissenschaft ihn zur Ausführung reizte.

In der alten Frage, die er bisher mit der Beredsamkeit eines Professors der Sophistik verfochten — in der Frage des Mandarin — hatte ihn besonders die etwaige Möglichkeit angezogen, denselben aus der Ferne zu töten, ohne sich selbst dabei die Hände zu beschmutzen. Dieses Problem war jetzt, dank der Wissenschaft, gelöst. In Jeans Händen selbst lag die Macht, einen Schlag in die Ferne zu führen; er konnte ein menschliches Wesen dazu zwingen, seinem Willen zu gehorchen, indem er sich des Hirns, des Nervencentrums, desselben bediente, wie eines elektrischen Apparates. Er brauchte nur zu sagen: „Ich will!“ und sein Wille wurde ausgeführt.

Und durch wen wurde er ausgeführt? Durch Lucie, die er anbetete und die er jetzt — nachdem er daran gedacht, sein Leben mit ihr durch unlösliche Bande zu verknüpfen, ja gerade um dies zu können — in ein Verbrechen mit hineinreißen wollte!

Lucie hatte keine Ahnung von den Qualen, welche Jean innerlich erlitt — sollte auch nie etwas davon erfahren. Er war sicher, daß sie sich im hypnotischen Zustande seinen Eingebungen unterwerfen, ihm wie eine Sklavin gehorchen und jeden Befehl, den er ihr erteilte, zur bestimmten Stunde ausführen würde. Warum sollte er diese Macht, welche ein menschliches Geschöpf mehrlos, willenlos in die Hände desjenigen gibt, der es beherrscht, diese Macht, die man zum Guten ausnutzen kann, indem man einer gemeinen Seele, einem rohen Gemüte bessere Gefühle einflößt, welche vielleicht nach und nach haften bleiben und eine bessernde, veredelnde Wirkung ausüben, warum sollte er, so fragte er sich, diese Kraft, deren Zeichen und Wunder er so gut kannte, nicht benutzen, um die versteckten Bankscheine des alten Mannes in seine Hände zu bekommen?

So, als noch zu lösendes Problem betrachtet und behandelt, schien der Diebstahl für Mornas viel von seiner Gemeinheit zu verlieren. Das Verbrechen wurde zum Experiment und die Ausarbeitung des abscheulichen Planes zur wissenschaftlichen Aufgabe. Außerdem war die rücksichtslose Selbstsucht des alten

Herrn nicht dazu angethan, Jean zu entwaffnen. Einen Menschen, dessen todtliegende Reichtümer dereinst an Neffen fielen, welche den Erblaffer haßten und verachteten, durfte man wohl ohne Gewissensbisse ausplündern. Was kam darauf an, ob man in der Hinterlassenschaft einige Pakete Bankbilletts weniger fand? Das machte die Leute nicht arm, welche außerdem schon reich genug waren und nicht das mindeste andre Anrecht an das Vermögen des Herrn von Berthiere hatten, als daß sie denselben Namen trugen. Hatten sie doch den alten Mann kaum fünf- oder sechsmal im Leben gesehen!

Für Jean aber war eins dieser Pakete schon die Freiheit — der Anfang eines neuen, menschenwürdigen Daseins! Im Besitz desselben konnte er — ehrgeizig wie er war — der Welt gleichzeitig trotzen und sie genießen, anstatt wie jetzt, demütigende Aufgaben und Arbeiten wie eine Kugel am Beine nach sich zu schleppen. Und warum sollte er, mit seiner Beredsamkeit, seiner Thatkraft, seinem von keinem Bedenken gehemmten Wagemute, nicht zum Ziele kommen, wenn ihm erst der Hebel zu allen Dingen, Geld, zur Verfügung stand? Lebte man denn nicht in einer Zeit, da sich nur der rücksichtslosen Redheit die Thüren öffneten, welche man nicht etwa einschlug? „Und der alte Herr wird nicht einmal etwas davon merken,“ sagte sich Mornaß. „Wie sollte er dahinter kommen, daß man einige Banknoten aus den alten Büchern entführt hat — während ich — ich — endlich einmal meine Rache, meine Genußthuung habe!“

Und wieder wachten der ganze alte Haß und Groll, all sein gekränkter Ehrgeiz, alle zurückgedrängte Genußsucht in ihm auf. Vor ihm standen seine zur Entbehrung verurteilte Jugend, die Jahre, die er inmitten des Luxus von Paris im Elend verleben mußte, jene Tage der Verzweiflung, wenn er, was mehr als einmal geschehen, mit zerrissenen Stiefeln durch den Schnee gegangen war, während er sich sagte, daß er, wenn er nur den Mut dazu hätte, da unten am Strande des blauen Meeres mitten im hellen Sonnenschein als friedlicher Landmann bei seinen guten „Alten“ leben könne.

Mut hätte dazu gehört? . . . Im Gegenteil, es wäre eine Feigheit gewesen, davonzulaufen und die Flinte ins Korn zu werfen!

Wie oft hatte er sich in dieser düstersten, verzweiflungsvollsten Zeit mit hungrigem Magen geschworen, daß auch seine Stunde dereinst kommen sollte. Und diese Stunde — wurde nicht jetzt vom Schicksale auf dem Zifferblatte seiner Lebens-

uhr bezeichnet? Hob der Hammer nicht eben zum Schläge dieser Stunde aus! Ja, vor ihm lag der Reichtum, und wenn nicht dieser, so doch die Möglichkeit, reich zu werden, und somit das Glück der Freiheit! Die Verwirklichung dieses seines Traumes schien jetzt in erreichbare Nähe gerückt — in solche Nähe, daß er sie mit den Fingerspitzen zu berühren vermochte!

„Ich werde zu Lucie sagen, beaib dich nach Versailles in die Rue St. Médéric . . .“ so grübelte er weiter, „werde ihr irgend einen gleichgültigen Brief mitgeben. . . . Man wird sie eintreten lassen . . . sie wird mit dem gelähmten Manne, der jetzt auch noch blind ist, allein bleiben. . . . Mit einer einzigen Handbewegung wird sie das Sprachrohr entfernen, das auf seinem Kopfkissen liegt. . . . Wird dann aus dem alten Atlas die Bankbillets nehmen, die noch darin sind. . . . Sie soll sie alle nehmen! . . . Und in zwei Stunden, von einem Eisenbahnzuge zum andern, kann ich reich sein!“

Das alles war sehr einfach. Nichts in der Welt schien leichter, als die Ausführung dieses Planes. Er befahl, Lucie gehorchte, kehrte dann zurück, und die Sache war abgemacht.

Daß ein Hindernis eintreten könnte, schien ihm gar nicht möglich, und es erfüllte ihn mit einer Art von prahlerischem Hochmut, zu denken, daß das, was er geplant und beschlossen, zu jeder ihm beliebigen Stunde zur Ausführung kommen könne, als sei das menschliche „Ich will!“ plötzlich zu einem Funken der göttlichen Allmacht geworden!

Aber vorher wollte er sich noch einmal überzeugen, daß Lucie auch vollständig den hypnotischen Eingebungen unterworfen sei, die er beabsichtigte. Das junge Mädchen war, wenn er sie in magnetischen Schlaf versetzte, vollständig seine Sklavin; aber Mornas nahm sich vor, doppelt und zehnfach vorsichtig zu sein, ehe er an das geplante Werk ging. Er begab sich also nach der Rue Audran, wo er Lucie mit ihrer Arbeit vor dem Kamin sitzend fand. Sie war, wie immer, hoch erfreut, ihn zu sehen. Es war kalt und man erblickte draußen, vor dem Fenster, unter einem grauen Januarhimmel, auf den Dächern und Vorsprüngen der Nachbarhäuser eine dünne Lage von frischem Schnee. Lucie betrachtete es als einen großen Liebesbeweis, daß sich Jean bei so schlechtem Wetter den weiten Weg zu ihr gemacht hatte, und größerer Aufmerksamkeit bedurfte es nicht, um sie in die glücklichste Stimmung zu versetzen.

Sie empfing Mornas mit kindlicher Freude und legte sofort gleich ihre Arbeit beiseite, um einen Stuhl an das Feuer zu

rücken, damit er sein nasses Schuhwerk trocknen könne. Dabei sah sie ihn mit ihren beiden guten Kinderaugen, in denen sich volles Vertrauen und unbedingte Hingebung spiegelten, freundlich an, während er mit den Händen auf den Knien, das lockige Haupt gesenkt, dasaß und über düsteren Gedanken zu brüten schien.

Dann fragte sie ihn, wie er die lange Zeit, seitdem sie ihn nicht gesehen — es waren ganze zwei Tage! — gelebt, ob er fleißig gearbeitet habe, und beschwor ihn, sich nicht zu viel zuzumuten. Sie selbst hatte sich, wie sie ihm erzählte, in der Arbeit etwas übernommen, und darum während der beiden letzten Tage an Migräne gelitten. Ja, ihr Kopf taugte nicht viel! Aber glücklicherweise war sie — wie der Zufall doch sonderbar spielte — auf dem Wege nach dem Geschäft, beinahe genau an derselben Stelle, wo sie zuerst mit Mornas zusammengetroffen — wirklich nur einige Schritte davon — Doktor Pomeyroy begegnet, dem guten alten Herrn, der sie — wie sich Jean wohl erinnerte — schon als Kind behandelt hatte. Der alte Arzt — Jean kannte ihn, nicht wahr? — hatte ihr Pillen von Chinin und Valeriana verordnet, die ihr sehr gut thaten. . . . „Wenn du einmal Kopfschmerz haben solltest, Jean . . .“

Hier hielt sie lachend inne.

„Nein, so dumm zu sein!“ rief sie dann. „Ich vergesse immer, daß du selbst Arzt bist!“

„Oder wenigstens so etwas Ähnliches!“ gab Mornas ironisch zur Antwort.

„Jedenfalls bist du ein studierter und gelehrter Mann . . . das weiß ich zufällig. Ich habe es in einer Zeitung gelesen!“

„In einer Zeitung?“

„Wie ich dir sage!“

Dabei zog sie aus dem Schubkasten ihres Nähtisches ein sorgfältig zusammengefaltetes Blättchen hervor, die kürzlich erschienene Nummer einer der kleinen Zeitungen des lateinischen Viertels, welche eine Art Lebensabriß des „Mandarin“ enthielt, einen kameradschaftlichen Lobartikel, in welchem auf die schneidige, schlagende Beredsamkeit und die in weiteren Kreisen vielleicht noch wenig bekannte, aber nichtsdestoweniger große Bedeutung des jungen Mannes in wissenschaftlicher Beziehung hingewiesen wurde.

Jean sah das Blatt an und zuckte die Achseln.

„Natürlich,“ sagte er, wie zu sich selbst sprechend. „Natürlich! Man hat noch nicht das Geringste gethan — aber

es wird bereits eine Lebensgeschichte veröffentlicht. Nächstens richtet man den noch ungedruckten Dichtern Standbilder! . . . Aber," fügte er hinzu, indem seine Stimme den schmetternden Klang einer zum Angriff blasenden Trompete annahm — „es soll mir dennoch ein Sporn mehr sein, mich zu rühren und etwas zu werden!"

Dann fragte er Lucie, wie das Blatt in ihre Hände gekommen sei.

„O, nur durch Zufall. Ich bekam es mit meiner Arbeit, die darin eingeschlagen war. Meine Augen fielen, als ich das Bändchen aufmachte, ganz zufällig auf deinen Namen. Ich las den Aufsatz und hob ihn auf.“

So beruhigt, erkundigte sich Mornas nun, was Lucie dem Doktor Pomeroy gesagt, ob sie dem Arzte vielleicht seinen Namen genannt habe?

Nein. Aber warum fragte er danach?

„Weil es unnötig ist, daß jemand hier meinen Namen kennt, bis . . .“

Er hielt inne und sah Lucie unwillkürlich mit einem solchen Ausdruck aufrichtiger Liebe und zurückgehaltener Leidenschaft an, daß es wie Flammen aus seinen schwarzen Augen brach. Sie erriet wohl, was er sagen wollte: bis er sie lieben und heiraten durfte — bis er im stande war, sie mit sich zu nehmen — wenn es sein mußte, bis ans Ende der Welt.

Und sie war überzeugt, daß dieser Tag einmal kommen würde! Sie hatte ein blindes Vertrauen zu dem jungen Manne und glaubte unerschütterlich an seine Zukunft. Sie wußte, er war ehrgeizig, und gerade dieser Ehrgeiz gefiel ihr. Ihr Gefühl sagte ihr, daß seine untergeordnete Lebensstellung und seine Armut ihn quälten und bedrückten, und sie hätte nichts sehnächtiger gewünscht, als sich für ihn opfern zu dürfen. Gern würde sie Tag und Nacht gearbeitet haben, um sein Los zu erleichtern. Und was er wünschte, war sie bereit, zu thun. Keinem Menschen hätte sie Jeans Namen genannt, wenn er es nicht wollte. Selbst der Portier des Hauses kannte denselben nicht, wie hätte sie zu Doktor Pomeroy von dem jungen Manne sprechen sollen?

Aber der Arzt war doch ein alter Freund und sie betrachtete ihn gewissermaßen als Verwandten! Jedenfalls hatte sie sich sehr gefreut, ihn wiederzusehen.

Ja, und er war auch kein bißchen älter geworden.

„Dann muß der gute Mann gleich alt zur Welt gekommen sein!“ dachte Mornas.

Sein Haar war noch ebenso weiß und lang, er war noch ebenso hager und vertrocknet, aber auch noch ebenso rüstig und ebenso bereitwillig, sich im Dienste der Armen aufzuopfern wie sonst. Als Lucie ihm gesagt, daß er sich beinahe gar nicht verändert habe, hatte der brave Mann, indem er sie in der früheren väterlichen Weise mit Du angeredet, zur Antwort gegeben: „Ja, weißt du Kind, Mühe und Arbeit erhalten den Menschen frisch!“

Jean warf bei der Erzählung den Kopf zurück, richtete dann die Augen auf die Spitzen seiner feuchten, dampfenden Stiefel und sagte: „Kurz und gut, Doktor Pomeroy verdient den Tugendpreis! . . . Und sie haben so viel Glück, diese tugendhaften Leute, vorausgesetzt, daß sie tugendhaft und jung bleiben.“

Dabei nahm seine Stimme jenen stählernen Klang an, der Lucie zumeilen befremdete und beunruhigte. Er stand auf, als wolle er sich verabschieden. Dann sah er das junge Mädchen scharf an, nahm sie bei den Händen und blieb, ihr starr und tief in die Augen blickend, vor ihr stehen.

Unter diesem Blicke, der ihr durch die Augen bis in die Seele zu bringen schien, fühlte sich Lucie von einem Schauer gepackt, der gleichzeitig etwas seltsam Angenehmes hatte. Sie überließ sich gern der sanften magnetischen Einwirkung, die Jean ausübte, und lächelte ihn an. Dann legte ihr Mornas die rechte Hand auf die Augen und drückte leise auf die geschlossenen Lider. Mit erstaunlicher Schnelligkeit sank das blonde Köpfchen, wie das eines vom Schläfe übermannten Kindes, an seine Schulter und das denkende, lebende, sich seiner selbst bewußte Geschöpf war in demselben Moment in ein willenloses Werkzeug verwandelt.

Lucie dachte nur noch durch die Vermittelung Jeans. Alle Trugbilder, welche nach seinem Willen ihr Hirn durchkreuzten, wurden im Augenblick für sie zu Wirklichkeiten. Sie lachte, wenn er es ihr befahl, und sagte er ihr: „Du bist um zwei Jahre jünger und deine Mutter ist noch am Leben; sieh, da steht sie!“ so umarmte und küßte das arme, für den Moment glückliche Kind die Mutter. Es unterlag demnach keinem Zweifel, daß sie mit beinahe erschreckender Leichtigkeit seinen Eingebungen zugänglich war; aber das, worüber er vor allem Sicherheit haben mußte, war eine andre, und zwar eine ausschlaggebende Frage, die: ob die Suggestion sich bei Lucie, wie bei den meisten Somnambülen, auf den wachen Zustand übertrage, das heißt ob das junge Mädchen — ohne zu wissen,



welchem Willen sie gehorchte — nachdem sie aus dem hypnotischen Schlafe erwacht war, die Befehle ausführte, die er ihr während dieses Zustandes gegeben hatte.

Jean zweifelte eigentlich nicht daran, daß diese unglaubliche, wunderbare Erscheinung mit derselben mathematischen Gewißheit bei Lucie eintreten werde, wie bei allen nervenkranken Frauen, an denen er bis jetzt hypnotische Versuche gemacht hatte; aber die Aufgabe, die er sich gestellt, war von so großer Bedeutung, daß er nichts vernachlässigen durfte, wenn er sie siegreich lösen wollte.

Er sagte also dem schlafenden jungen Mädchen: „Ich werde dich nachher wecken. Aber morgen, hörst du wohl, morgen, punkt zehn Uhr, wirst du mich auf der Treppe des Odeon erwarten! . . . Hast du mich verstanden? Morgen!“

„Morgen!“ wiederholte Lucie, wie ein Echo der Worte, die Jean zu ihr sprach.

„Um zehn Uhr!“

„Um zehn Uhr!“

„Gut. Du wirst mir dann diese Briefftasche hier“ (er zeigte ihr seine Briefftasche), „die ich im Schubkasten deines Nähtisches zurücklasse, bringen. Im Schubkasten . . . verstehst du mich?“

„Ja.“

„Punkt zehn Uhr?“

„Ja.“

Nun blies er schnell auf Luciens Lider und alsbald kam sie, indem sie sich verwirrt und bestürzt die Augen rieb, zu sich. Sie versuchte zu lächeln, doch ihre Miene drückte eine gewisse Unruhe und schamhafte Verlegenheit aus. Aber sie stellte über das, was während ihres Schlafes gesprochen worden war, keine Frage an Jean — ja, es schien fast, als sei sie sich gar nicht bewußt, daß sie geschlafen hatte.

Bald darauf entfernte sich Mornas, ohne ihr darüber etwas zu sagen. Wann er wiederkehren würde, wußte er noch nicht — aber er versprach wiederzukommen, bald wiederzukommen — gewiß, er kam sobald als möglich.

„Morgen vielleicht?“ fragte Lucie.

„Vielleicht morgen.“

Sie lächelte beim Abschied.

Mornas verfolgte den ganzen Abend nur den einen Gedanken, daß, wenn Lucie im wachen Zustande den Befehlen gehorche, die er ihr während des hypnotischen Schlafes gegeben, das heißt wenn sie zur bestimmten Zeit am Odeon erschien,

auch nichts, gar nichts sie abhalten würde, den so viel wichtigeren Suggestionen, die er vorhatte, Gehorsam zu leisten.

Er schlief schlecht in seinem kalten Bette und wurde während eines Teiles der Nacht von der Karikatur des Herrn von Berthiere heimgesucht, welche ihm im chinesischen Kostüm erschien.

Einige Minuten vor zehn Uhr stand Jean Mornas auf der Treppe des Odeons und blickte die noch von einer leichten Schneeschicht bedeckten Straßen hinab.

Noch fehlten fünf Minuten . . . jetzt noch drei Minuten an zehn Uhr. . .

Jetzt schlug es zehn . . . und Jean stieß einen leisen Freudenruf aus. Lucie kam eiligen Schrittes, als habe sie etwas versäumt, über den schmutzigen Platz auf ihn zu.

Als sie Jean erblickte, blieb sie stehen und sah ihn mit einem seltsamen Blicke an; es war, als sei sie verwundert oder habe die Empfindung, auf einem Unrecht ertappt zu werden.

„Ah, du bist's, Lucie?“ rief er ihr entgegen.

Sie lächelte.

„Ja, ich bin's.“

„Welcher Zufall führt dich denn hierher? Was hast du zu so früher Stunde hier in diesem Stadtviertel zu thun?“

Das Gesicht Luciens behielt denselben schüchtern lächelnden Ausdruck.

„Ich komme . . . ja, richtig . . . ich komme, um dir die Briefftasche zu bringen; du hast sie gestern in dem Schubfache meines Nähtisches liegen lassen. . .“

Dabei reichte sie Mornas die Briefftasche. Der junge Mann gab sich den Anschein, als sei ihm die Sache ein Rätsel.

„Ich danke dir! . . . Aber wer hat dir denn geheißten, mir die Briefftasche zu bringen?“

„Wer es mir geheißten hat?“

„Ja, wer hat es dir geheißten?“

„Niemand. . . Ich weiß nicht . . . ich mußte nur, daß ich sie dir heute morgen zehn Uhr hierher bringen sollte. . .“

„Hierher? An das Odeon?“

„Ja, gerade hierher!“

„Und wenn du mich nun nicht hier getroffen hättest?“

„Ich mußte dich ja treffen. . . Ich mußte gewiß, daß ich dich treffen würde. . . Ich sagte dir ja schon, daß ich kommen mußte . . . ja, kommen mußte. . .“

„Wieso? Warum mußtest du kommen?“

„Eine innere Stimme sagte es mir.“

Das junge Mädchen sprach mit einer Art sanften, schüchternen Eigensinnes, der sie selbst verwirrt zu machen schien. Es war, als ob sie sich schäme, keine bessere Erklärung für ihr Thun geben zu können. Sie hatte, wie sie sagte, seitdem sie heute früh erwacht, den unwiderstehlichen Drang gefühlt, ihm die Briestafche zu bringen und gerade hierher zu bringen. Freilich hätte sie ihm dieselbe geben können, wenn er wieder nach der Rue Audran kam — aber sie hatte dem Verlangen nicht zu widerstehen vermocht. Es hatte ihr keine Ruhe gelassen, sie hatte durchaus punkt zehn Uhr hier sein müssen, um Jean zu treffen.

Auf die Frage, die Mornas ihr wieder und immer wieder vorlegte: „Aber wer hat es dir denn geheissen?“ gab sie stets in derselben verwirrten, verlegenen Weise zur Antwort: „Wer es mir geheissen hat? Ja, das weiß ich nicht ... niemand. ... Ich hatte es mir wohl selbst in den Kopf gesetzt. Es ist wirklich komisch ... aber ich konnte es durchaus nicht lassen, ich mußte kommen!“

Jean frohlokte innerlich. Der nur zur Probe gemachte heutige Versuch verbürgte den Erfolg. Er konnte Lucie ohne Bedenken die Rolle diktieren, die sie in dem im Plane fix und fertigen Drama — für das er jetzt gleichsam eine Zimmerprobe abhielt — spielen sollte. Wann sollte dies geschehen? Sofort. Er hatte wahrhaftig lange genug gewartet. Der kalte Tag weckte die Erinnerung an alles bereits ausgestandene Elend mit nur um so größerer Schärfe und Lebendigkeit. Er hatte es satt, stumpf dahinzuleben und sich in Geduld zu fassen. Geduld war die Tugend der Schwachen und Einfältigen. Für ihn war jetzt der Augenblick gekommen, um sich des Mandarin als Fußschemel zu bedienen und sich die Günst der Glücksgöttin kühn und mutig zu nütze zu machen! ...

„Sei also kein dummer Hans, mein lieber Johannes, und spiele nicht den keuschen Joseph. Hast du, armer Teufel, doch nicht einmal einen Mantel, den du in den Händen dieses Weibes zurücklassen könntest! Deshalb auf, zu den Waffen, Jean Mornas!“

Noch an demselben Abende begab er sich zu Lucie. Er hypnotisierte sie wie gewöhnlich, und nachdem sie eingeschlafen, suggerierte er ihr seinen Plan, indem er ihr seine Gedanken einhauchte, ihr dieselben fest in die Seele pflanzte und sie gleichsam mit der Idee durchtränkte, von der sie sich nun nicht wieder zu befreien vermochte, die sie ganz beherrschen und sie morgen zu Handlungen zwingen sollte, die mit ihrem Gewissen

und ihrer Rechtllichkeit in Widerspruch standen — eine Idee, gegen die sie sich vielleicht auflehnte und wehrte (wie ein armes Vögelchen unter dem Zauberblicke der Schlange angstvoll mit den Flügeln schlägt, ohne jedoch der Feindin entgehen zu können), die sie aber, trotz alles Sträubens, zur bestimmten Stunde, gleichsam mechanisch, ausführen mußte, wie sie ihm heute, ohne es sich erklären zu können, die Brieftasche nach dem von ihm bestimmten Orte hatte bringen müssen!

Er hatte ihre Hände gefaßt und hielt das junge Mädchen unter seinem Willen unbeweglich und wie versteinert, während er ihr Punkt für Punkt das verhängnisvolle Programm diktierte, dem sie folgen sollte. Sie hatte sich um ein Uhr nach dem Bahnhofe St. Lazare zu begeben und kam drei Viertelstunden später in Versailles an. Hier bestieg sie den Wagen der Straßenbahn, welcher am Bahnhofe hält und nach dem alten Viertel St. Louis fährt. Dann brauchte sie nur den Kondukteur nach der Straße St. Médéric zu fragen. Das Haus des Herrn von Berthière war das vierte rechts. Die Nummer ließ er sich zweimal von ihr wiederholen, um sie tief und fest in ihr Gedächtnis einzugraben. An dem Hause angekommen, hatte sie die Klingel zu ziehen und darauf zu bestehen, daß man sie bei dem alten Herrn eintreten lasse. Ohne einen Namen zu nennen, sollte sie nur sagen, sie bringe für Herrn von Berthière das Erwartete, ein korrigiertes Manuskript; müsse es aber in seine eignen Hände legen. Zu diesem Zwecke wollte Mornas ihr einen Brief mitgeben.

Das Geheimnis der Mitarbeiterschaft Jeans, welches der alte Herr um jeden Preis zu bewahren wünschte, diente ohne Zweifel als Zauberwort, vor dem sich die Thür der Bibliothek öffnete, dieser wunderbaren Bibliothek, in welcher vielleicht alle Bücher nur Geldkasten und Sparbüchsen waren, in denen der Geizige seine Schätze verbarg! Für den ganz unwahrscheinlichen Fall, daß Herr von Berthière Besuch hatte — der Fall war sehr unwahrscheinlich, weil der alte Mann, wie schon gesagt, niemand, als höchstens seinen Arzt empfing — sollte Lucie warten. Aber es war anzunehmen, daß man das junge Mädchen sogleich eintreten und mit dem Kranken allein lassen werde.

Und dann, wenn Lucie mit dem gelähmten alten Herrn allein war, hatte sie, wie ein Automat, die Befehle Jeans auszuführen.

„Höre also genau zu und merke dir, was ich sage,“ wiederholte der junge Mann, die Worte schnell hervorstößend,

denn er war, trotz seiner Bemühungen, ruhig zu sein, tief erregt. „Herr von Berthière könnte seine Leute herbeirufen, und das darf nicht geschehen. Er ist blind, wenigstens vorübergehend . . . er kann weder sehen, noch sich bewegen. Du wirst also das Sprachrohr, dessen Mundstück über seinem Kopfkissen hängt, entfernen, so weit entfernen, daß er es nicht erreichen kann. Dann wirst du, ohne Geräusch, den vierten und fünften Band des großen Diderotschen Wörterbuches aus der Reihe herausziehen . . . du verstehst? des großen Wörterbuches . . .“

„Des großen Wörterbuches!“ wiederholte Lucie mit fester Stimme, als wolle sie jedes Wort tief in ihr Gedächtnis ein-graben.

„Hinter diesen Bänden . . . Band vier und fünf . . .“

„Band vier und fünf . . . Weiter!“

„Wirst du einen geographischen Atlas in sehr abgegriffenem Ledereinbande finden . . . diesen nimmst du heraus. . . . Vielleicht stecken dort noch andre Bücher, welche ebenfalls Banknoten enthalten . . . aber ich bin dessen nicht sicher . . . verliere also keine Zeit mit Suchen. Es handelt sich nur um den Atlas . . . verstehst du? . . . Allein um den Atlas! Er ist voll Kassenscheinen und die wirst du alle herausnehmen — sollte dir aber dazu etwa nicht Zeit genug bleiben, so steckst du gleich das ganze Buch — nachdem du vorher die beiden Bände des Lexikons wieder an ihren Platz gestellt — unter dein Umschlagetuch. Hast du mich verstanden?“

Lucie, die noch immer in ihrer versteinerten Haltung stand, gab keine Antwort; aber ihr ganzes Gesicht zuckte wie unter einem tiefen inneren Schmerze. Ein schwerer Kampf, eine furchtbare Qual drückten sich in ihren Mienen aus. Ihr ganzes Wesen lehnte sich gegen diese Eingebungen Jeans auf und sträubte sich dagegen, wie ein schlafender Mensch sich gegen beängstigende Träume wehrt. Es waren gewissermaßen zwei Seelen, die in Lucie kämpften: die eigne reine Seele des jungen Mädchens und die durch Mornas hypnotisch beherrschte.

Jean las diesen inneren Kampf deutlich auf dem bleichen, zarten Gesichtchen mit den gesenkten Lidern, und von neuem faßte er Luciens Hände und befahl ihr in hartem, beinahe drohendem Tone: „Du wirst thun, was ich dir sage, hörst du!“

Sie antwortete nicht, aber ein Schauer, der sich mit einem elektrischen Schlage vergleichen ließ, lief durch ihren ganzen Körper und ihr Gesicht nahm den schmerzlichen Ausdruck einer Märtyrerin an.

„Ich will es!“ fügte Mornas mit Festigkeit hinzu.  
 „Ich will es! Verstehst du wohl? Ich will . . . es muß sein!“

Und da man selbst den auf diese Weise unterjochten Wesen zuweilen Gründe angeben muß, um sie zum Handeln zu bringen, so fügte er hinzu: „Das Geld, dessen du dich bemächtigen sollst, ist von dem Manne geraubt worden. Du sollst keinen Diebstahl begehen, sondern nur zur Wiedererlangung behilflich sein.“

Und nach einer Minute, die in so tiefem Schweigen verging, daß er das heftig schlagende Herz des jungen Mädchens klopfen hörte, fragte Jean: „Wirfst du es thun?“

„Ja!“ gab Lucie zur Antwort.

„Du wirfst es thun, obgleich es dir möglicherweise widersteht und trotz der Hindernisse, auf die du vielleicht stoßen wirst?“

„Ja!“

„Und nachdem du es gethan, wirfst du die Banknoten oder den Atlas, in dem sie liegen, noch an demselben Abend in meine Wohnung bringen?“

„In deine Wohnung?“

„Ja, in die Rue Racine. Noch an demselben Abend?“

„Ja!“ wiederholte Lucie.

Und wie seltsam! Sie sprach jetzt jedes Ja mit einer Entschiedenheit aus, als sei das anfängliche Widerstreben dem eifrigen Wunsche gewichen, sich gehorsam zu zeigen.

Nun weckte er sie, und nach einem Moment des Erstauens und der Verwirrung fand sich das gewöhnliche sanfte Lächeln wieder auf den Lippen des jungen Mädchens ein; der Ausdruck ruhiger, hingebender Zärtlichkeit tauchte wieder in ihren Augen auf. Ohne daß das unglückliche Kind eine Ahnung von dem Vorgefallenen hatte, ohne daß ihr eine Erinnerung von den Befehlen geblieben, die Mornas ihr gegeben und die sie morgen zur bestimmten Stunde ausführen mußte, fing Lucie an mit Jean von ihren gemeinschaftlichen Zukunftsplänen zu sprechen, von dem verborgenen romanhaften, unschuldigen Glück, das sie bis jetzt genossen, von dem nun weit hinter ihr liegenden, verblaßten Leid, das sich durch ihn in Glück verwandelt hatte.

Das Wort Glück hatte anfänglich ein bitteres Lächeln auf Jeans Lippen gerufen — aber vielleicht, so sagte er sich, vielleicht lag ihm das Glück doch nicht allzu fern. Das Glück! Er hoffte es zu erreichen — und bald zu erreichen!

„Ja, wenn gewisse Pläne gelingen sollten!“ sagte er.

„Welche Pläne?“ fragte Lucie.

Mornas konnte nicht umhin, die geheimnisvolle Erscheinung anzustaunen. Lucie, der er eben seine Befehle erteilt, die er mit seinen Gedanken gleichsam durchtränkt, die morgen zur That machen sollte, was heute noch als bloße Idee vor ihm lag — sie hatte nicht die leiseste Ahnung von dem, was er ihr eingepflanzt und was nun, ohne daß sie es wußte, in ihrem Hirn Wurzel schlug und sich festzog. Ja, dies arme Geschöpf war ein Doppelwesen. Der eine Teil diente ihm als unbewußtes, willenloses Werkzeug zur Erreichung seiner Zwecke — der andre Teil war das angebetete, hochgehaltene Mädchen, mit dem er seinen Reichtum und sein Leben teilen wollte, wenn sein Plan gelang. . . .

Und er würde gelingen! Warum sollte er nicht gelingen? Noch einmal: kein Mensch im Hause des Herrn von Berthière kannte Lucie. Es war ausgemacht, daß sie keinen Namen nennen, sondern sich nur gewisser Erklärungen als Lösungswort bedienen sollte, um sich Zutritt in die Bibliothek zu verschaffen. Besonders sollte ihr dazu der Brief mit dem Kapitel jenes Werkes nützen, welches Herrn von Berthière zur Berühmtheit, Mornas zu Glück und Geld verhelfen sollte!

„Jeder hat dann, was er wünscht und begehrt!“ dachte Jean.

Der gelähmte Greis konnte es weder sehen noch hören, wenn Lucie die Bücher hervorzog; er würde das Verschwinden der Wertpapiere erst viel später bemerken, vorausgesetzt selbst, daß er noch einige Zeit zu leben hatte — und wen sollte er dann anklagen?

Ihn, Jean? Thorheit! Selbst wenn Herr von Berthière Verdacht gegen den jungen Mann geschöpft hätte, würde seine Klugheit und seine Selbstsucht ihm Schweigen auferlegt haben, denn er hätte sonst ja eingestehen müssen, daß er Jean Mornas benutzt hatte, um sich fälschlich einen Namen als Schriftsteller zu machen.

War es wahrscheinlich, daß man Lucie anklagte? Herr von Berthière kannte sie nicht, würde ihren Namen nicht erfahren und Jean Mornas würde sich für sie verbürgen, falls der alte Mann sie erwähnte.

Ja, man konnte mit mathematischer Gewißheit behaupten, daß der Plan gelingen mußte. Jean Mornas hatte alle Aussicht, ein reicher Mann zu werden. Der Mandarin mußte einen Teil seiner Schätze an den Abenteurer abtreten, der sich

ihrer mit dem Rechte der Kühnheit bemächtigte, wie der malaiische Seeräuber mit dem Rechte des Kries und des Messers. Ja, sein Leben und das Luciens sollten mit einem Schlage eine Wendung erfahren. Das Glück war ja da, wie die Jugend und die Liebe! Eine in Armut verkümmernde Jugend, eine bis jetzt erstickte Liebe. Welchen Triumph sollte ihm der morgende Tag bereiten! . . . Er sollte endlich anfangen zu leben — endlich anfangen das Leben zu genießen!

Mornas sog bereits mit gierigen Zügen den Duft der vollen Schüsseln ein, die dann vor ihm, dem verschmachteten, nach Genuß lechzenden jungen Manne standen.

## Siebentes Kapitel.

Lange vor Abgang des Zuges, mit welchem Lucie nach Versailles fahren sollte, saß Mornas in der großen Abgangshalle des Bahnhofs auf einer der dem Billetschalter gegenüber liegenden Bänke.

Mechanisch beobachtete er die wenigen ankommenden Leute, die in dem grauen von oben durch das Glasdach einfallenden Lichte hin und her wandelten und deren Schritte auf dem Asphaltboden widerhallten. Der an Sommertagen zu derselben Stunde so heitere und laute Raum machte heute in der feuchten, nach geschmolzenem Schnee riechenden Luft einen überaus öden, düstern Eindruck. Die Dächer der Häuser erschienen, durch die hohen Fenster der Halle gesehen, aus der Entfernung wie eine graue, weiß besäumte Trauerdekoration und die Anschlagzettel der letzten Monate, mit den Namen der eleganten Seebäder, schauten wie spöttisch von den Wänden herab und sahen so wenig lustig aus, wie etwa die Reste eines abgebrannten Feuerwerkes. Ganz nahe bei Mornas saßen einige der gewöhnlichen Straßenbummler in schmutzigen Beinkleidern, die sich in der verhältnismäßig warmen Temperatur der Halle dem Schlummer hingaben.

„Arme Teufel, die noch weniger haben als ich,“ sagte Mornas bei sich selbst, „und,“ setzte mit einem Schauer, der ihm durch alle Glieder lief, hinzu, „und die vielleicht ehrlichere Menschen sind!“ Diese armen Tröpfe waren nicht mit dem Gedanken beschäftigt, den Mandarin auszuplündern! Sie suchten hier nur Schutz gegen die Kälte und saßen geduldig über ihr Elend brütend da.



Jean nahm die Leute genauer in Augenschein. Nicht einer von ihnen sah aus, als wenn er sich gegen sein Los auflehne. Man konnte sich also daran gewöhnen, so zu leben?

„Aber das ist die Verdummung, welche aus dem Mangel am Notwendigsten hervorgeht!“ fuhr Mornas in seinem Selbstgespräch fort. „Ich habe andre Bedürfnisse, denn ich besitze andre Fähigkeiten. Jedem was er braucht! Das ist das wenigste, was man verlangen kann.“

Nun dachte er wieder an Lucie. Sie kam nicht. Jean sah nach der Uhr in der Halle. Es fehlten noch drei Minuten an ein Uhr. Die Zeiger bewegten sich, daran war nicht zu zweifeln . . . aber wo blieb sie? . . .

„Jetzt müßte sie schon hier sein!“

Wenn sie nun nicht kam?

Wenn das innere Widerstreben, wenn ihr Gewissen stärker waren, als seine Macht über sie? Wenn der freie Wille die Eingebung verscheucht hatte, wie einen bösen Traum? Wenn. . . Aber Jeans beinahe ängstlich werdende Zweifel schwanden plötzlich und ein leiser Schrei entfuhr seinen Lippen. Dort auf den von außen herauf führenden Stufen bemerkte er Lucie, die starr und steif, wie eine wandelnde Statue daher geschritten kam. In auffallend aufrechter Haltung und mit verstörtem Gesicht ging sie auf den Schalter zu, über welchem auf blauem Grunde mit weißen Buchstaben das Wort „Versailles“ zu lesen war.

„Sie ist gekommen!“ murmelte Mornas, während ihm eine sonderbare Erregung fast die Kehle zuschnürte.

Er hätte in diesem Augenblicke beinahe gewünscht, sie wäre nicht erschienen. Es überkam ihn etwas wie bange Besorgnis vor einem traurigen Ende. Er fühlte sich von Befürchtungen gepackt, und während Lucie sich dem Schalter näherte, um eine Fahrkarte zu lösen — er sah sie dabei von hinten und bemerkte, daß sie die starre, steife Haltung eines Automaten beibehielt — fragte er sich, ob es nicht vielleicht besser sei, sie aufzuhalten und sie an der Ausführung seines Befehles zu verhindern. . . . Aber gleich darauf schämte er sich seines Schreckens. Hatte er diese Frage an das Schicksal gestellt, um nun zurückzuweichen? . . . Sollte er in dem Augenblicke, da er im Begriff stand, das Spiel zu gewinnen, das Schachbrett von sich schieben? . . . Nein. Die Würfel waren gefallen! . . . Was konnte er dafür, daß der Mandarin ihm über den Weg lief! . . .

Lucie hatte sich umgedreht. Bedächtig steckte sie die Fahrkarte in den Handschuh ihrer linken Hand und ging mit den-

selben gleichsam mechanischen Schritten auf die Thür des Wartesaales zu. Sie konnte jetzt Mornas bemerken, denn sie kam, ohne etwas von seinem Hiersein zu wissen, auf ihn zu, und vorsichtig zog er sich um einige Schritte zurück; aber die Sorge war unnötig gewesen. Das junge Mädchen schien nichts zu sehen, sondern bewegte sich, wie durch einen sie beherrschenden Gedanken vorwärts getrieben, mit starren, verglasten Augen und schweren Schritten nach der Thür hin.

Auf der Schwelle blieb sie einen Augenblick stehen, dann trat sie ein. Jean näherte sich der Glasthür und drückte sein Gesicht an die Scheiben, um ihr Verhalten weiter zu beobachten. Noch war es Zeit sie anzurufen, sie auf dem Wege zum Verbrechen, den sie unbewußt ging, aufzuhalten. „Aber nein, nein, das wäre dumm, wäre jetzt sogar feig!“ sagte er sich. Im Halbdunkel des Saales bemerkte er einen Schatten, der sich von dem aus Schnee, den weißen Dämpfen der Lokomotiven und dem grauen Himmel gebildeten fahlen Hintergrunde abhob. Es war Lucie, die noch immer starr und aufrecht, wie ein Steinbild dastand. Dann wurde die Thür nach dem Perron geöffnet; die wenigen Passagiere traten hinaus und das junge Mädchen verschwand in dem bereitstehenden Zuge — er sah sie nicht mehr.

„Jetzt ist nichts mehr zu ändern — desto besser!“ dachte Mornas.

Nachdenklich, aber nicht mehr unruhig, ja beinahe stolz in seiner Zuversicht, stieg er die Stufen hinab und schritt unter den Bogengängen des Bahnhofes hin. Als er an dem Schaufenster einer Buchhandlung vorüberkam, sah er eine illustrierte Zeitung liegen, in welcher eine scheußliche Mordthat in ihrer ganzen blutigen Wirklichkeit dargestellt war. „Ihr Einfaltspinsel,“ dachte er, „als ob man solcher Greuelthaten bedürfte, um zum Ziele zu gelangen!“

Er empfand eine prickelnde Zufriedenheit mit sich selbst und genoß sie mit dem Entzücken eines Kunstliebhabers. Kam es ihm doch vor, als habe er ein ganz neues und wunderbares Kunstgebiet erschlossen. Bei seiner ironischen Lebensauffassung erschien ihm diese Verwendung der Wissenschaft zur Befriedigung seiner Begierden nur wie eine äußerst glückliche Erfindung. Er hatte das Gefühl eines Gelehrten, den ein angestelltes Experiment erregt, wie eine Wette, oder das eines Spielers, der sein Leben auf eine Karte gesetzt. Aber diesmal lief der Spieler keine andre Gefahr als die, reich zu werden. Es war ja unmöglich, daß man Lucie ertappte — ebenso

unmöglich, daß man ihre Spur fand, selbst wenn Herr von Berthière späterhin einmal auf den Gedanken kam, sie könne den Diebstahl begangen haben.

Wahrscheinlich aber erlag der gelähmte, blinde, alte Mann seiner Krankheit, ehe er von dem Verschwinden des Atlas überhaupt eine Ahnung bekam. Ja, wahrhaftig, besser konnte der Zufall Jean nicht in die Hände arbeiten! Er wußte wohl, daß das, was Lucie in dem Kartenwerke finden konnte, noch kein „Vermögen“ zu nennen war, aber im Vergleich mit seiner jetzigen Armut waren die Mittel, über die er künftighin zu verfügen hoffte, immerhin bedeutende. Jedenfalls sollte ihm die Summe, mochte sie so groß oder so klein sein, als sie wollte, zur Verwirklichung des Traumes dienen, der ihm eine Stellung als Abgeordneter oder als Finanzmann oder als beides zugleich vorspiegelte — denn die Politik ist zum Hilfsmittel des Börsenschwindels geworden — und dann war ihm ja der Weg zum wirklichen Reichtum gebahnt.

Während er durch die Straße schritt, machte er Pläne über Pläne und dachte sich aus, durch welches neue Verfahren er das Geld — das er zwar noch nicht hatte, aber sicherlich bekam — verdoppeln, verhundertfachen könne, und immer geneigt, das Leben wie eine Spielpartie mit hohem Einsatz zu behandeln, fragte er sich, ob es nicht vielleicht am besten wäre, die ganze Summe gleich morgen zu einer verwegenen Börsenspekulation zu benutzen? Nein, es war besser, das Geld als Kriegswaffe in den Händen zu behalten. Er wollte zusehen und warten — jetzt konnte er ja warten und Geduld haben!

Im Vormärtschreiten betrachtete er die Leute, denen er begegnete: Fußgänger eilten mit schnellen Schritten aneinander vorüber, um sich irgend wohin, wohin, wußte er nicht, zu begeben, arme Teufel kehrten längs der Fußsteige den schmelzenden Schnee zu Haufen zusammen, um ihn mit dem schmelzigen Wasser der Gasse zum Abfluß zu bringen — und alle diese Menschen erschienen Mornas wie einfältige Tröpfe, die sich allzu willig unter das ihnen auferlegte Joch der Arbeit — der gemeinen, alltäglichen Arbeit — beugten. Solche Thoren! Wenn es doch so leicht war, die Bürde abzuschütteln und sich, mit dem Rechte des Stärkern oder Klügern, ein glückliches, genussreiches Leben zu schaffen! . . .

Alle den Kampf ums Dasein betreffenden Lehrsätze des Darwinismus erschienen Mornas jetzt in ganz neuem Lichte. Was that er, der Einzelne, denn weiter, als daß er dem Beispielen und den Gesetzen der Gesamtheit und der Nationen

folgte? Gesehen, welche von den Eroberern verkündigt und von den Poeten des Ruhmes besungen wurden. Dem Verwegensten gebührte der Erfolg, dem Stärksten der Sieg! Und inwiefern schädigte denn seine Eroberung — er lächelte bei diesem Worte — wie sie auch immer ausfallen mochte, denjenigen, welchen sie zu berauben schien? Er hatte sich diese Frage bereits gestellt und sie — natürlich von seinem Gesichtspunkte aus — befriedigend beantwortet. Was ihm aber am meisten schmeichelte und, als etwas durchaus Neues und Eigenartiges, am besten gefiel, war die Art und Weise, wie er den Kampf ums Dasein führte: durch Vertretung und aus der Entfernung, ohne daß das menschliche Werkzeug, dessen er sich bediente, auch nur eine Ahnung von der That hatte, die es beging.

Und immer weiter schreitend malte sich Jean den Verlauf der Vorgänge aus, die sich da unten zu seinem Vorteil vollzogen.

Er sah nach dem Zifferblatte der Uhren in den Läden.

Dreiviertel zwei. . . Jetzt war Lucie in Versailles. . . Zwei Uhr . . . jetzt hatte sie die Rue St. Médéric erreicht. . . Gewiß, jetzt war sie dort. . . Sie klingelte . . . man öffnete die Thür. . . Man ließ sie eintreten. . . Herr von Berthière empfing sie. . . Sie nahm die bezeichneten Bände des Diderotschen Wörterbuches aus dem Fache . . . jetzt ergriff sie den Atlas . . . durchblätterte ihn . . . nahm heraus, was er enthielt. . . Jetzt mußte es geschehen sein. . . Es war geschehen. . . Er war ein reicher Mann!

Keine Einzelheit der Scene entging ihm. Er sah alles wie in Wirklichkeit vor sich. . . Alles vollzog sich, wie er es im voraus bestimmt hatte. Es konnte gar nicht anders sein. Und dennoch bemächtigte sich seiner, je mehr die Zeiger der Uhren fortschritten, eine Art von Fieber. Er wurde unruhig und ging weiter und weiter, als ob er durch die Bewegung die Zeit abzukürzen vermöchte. Endlich überkam ihn eine körperliche und geistige Ermattung und er kehrte nach seiner Wohnung in der Rue Racine zurück. Hier in dem fahlen Stübchen ließ er sich erschöpft auf einen Stuhl niederfallen. Er konnte jetzt nichts mehr thun, als die Ankunft des jungen Mädchens erwarten.

Sie mußte ja kommen — mußte vor Ablauf einer Stunde hier sein!

Und wenn sie nun nicht kam?

Jetzt plötzlich und wie mit einem Schlage standen alle möglichen Hindernisse und Schwierigkeiten, alle Gefahren des

von ihm geplanten Unternehmens vor seinem geistigen Auge. Er fand es verwegen, ja mehr als das, er fand es unerhört, das Schicksal in dieser Weise herausgefordert zu haben! War Lucie, der er seinen Willen durch hypnotische Suggestion aufgezwungen, dadurch vor der Verhaftung geschützt? Vielleicht befand sie sich gegenwärtig bereits des Diebstahls angeklagt und überführt auf einer Polizeiwache . . .!

Dieser Gedanke durchzuckte ihn wie mit einem kalten Schauer und steigerte den nervösen Fieberzustand. Dann verspottete er sich wieder um solcher Befürchtungen willen, nannte sich selbst kindisch und lächerlich und nahm ein Buch zur Hand, um zu lesen. Schopenhauers Pessimismus zog ihn gewöhnlich an — heute fand er diese am Rande des Abgrundes geschärften geistreichen Gedanken jämmerlich.

Mit ängstlicher Spannung horchte er auf jeden Schritt im Gange. Lucie konnte, mußte ja jede Minute kommen. Nach einigen Augenblicken kannte Jean Mornas vielleicht schon sein Schicksal. „Reich sein — nur reich sein!“ Er glaubte, er müsse verrückt werden . . . es brauste ihm vor den Ohren . . . er drückte sich einen nassen Schwamm auf die Stirn. Das Blut stieg ihm ins Gehirn.

Jetzt war jemand an seiner Thür — eine Hand tappte nach der Klingel.

Mornas wurde plötzlich starr und totenbleich.

Sobald die Klingel ertönte, eilte er, vollständig gefaßt, im Wiederbesitz seiner ganzen ironischen Klarheit und Ruhe nach der Thür und riß dieselbe auf. Draußen stand ein weibliches Wesen: es war Lucie.

Mit schnellen Schritten, als würde sie verfolgt, trat sie ein und näherte sich dem Tische, auf welchem die Papiere Jeans unordentlich umherlagen. Sie sah sehr blaß aus.

Mornas hatte die Thür rasch geschlossen, trat auf das junge Mädchen zu und blickte ihr erregt ins Gesicht.

In der kleinen Stube, welche unter dem grauen kalten Lichte des trüben Tages kaum hell gewesen war, herrschte bereits eine gewisse Dämmerung.

Ob Jean Mornas noch ein Wort hatte sagen können, ließ Lucie ein Paket zerknitterter Bankscheine auf den Tisch fallen.

„Da!“ sagte sie mit seltsam hart und metallisch klingender Stimme.

Jean ergriff die Papiere, deren Berührung ihn mit einem wollüstigen Schauer durchbebt.

War es denn möglich? Endlich — endlich! . . .

Er entfaltete das Paket, strich die Scheine glatt und zählte sie.

Lucie stand starr und steif, wie er sie vor dem Billetschalter gesehen, dabei, und sah ihm zu, ohne anscheinend etwas von dem Vorgange zu verstehen.

„Siebenunddreißigtausend!“ rief Mornaß.

In Kassenanweisungen zu eintausend, zu fünfhundert und einhundert Franken lagen siebenunddreißigtausend Franken vor ihm — der Anfang und Hebel zum künftigen Reichtum! . . . Siebenunddreißigtausend Franken! Jean zählte die Papiere noch einmal, ließ sie noch einmal bewundernd durch die Finger gleiten und fand, als er sich nach einem Aufbewahrungs-orte dafür umsah, keinen Versteck, der mehr Sicherheit geboten hätte, als den am eignen Leibe. Er steckte das Paket in die innere Brusttasche seines abgeschabten Paletots und knöpfte die an den Rändern durchgeschauerten Knöpfe darüber zu. Der leichte Druck des Päckchens erfüllte ihn mit Wonneschauern. Es kam ihm vor, wie ein Brustpanzer, hinter dem er nun allen Zwischenfällen des Lebens trogen konnte.

Endlich fragte er Lucie in dem kurzen, klanglosen Tone eines Mitschulbigen, welcher die Einzelheiten des Verbrechens am liebsten nicht erfahren möchte: „ . . . Ist es . . . ist es leicht gegangen?“

Sie gab keine Antwort, sondern blieb nur in ihrer statuenhaften Starrheit, mit gläsernen Augen und marmorbleichem Gesicht stehen.

„Wie verlief die Sache?“ fragte Mornaß noch einmal.

„Das weiß ich nicht . . .“ entgegnete Lucie mit seltsam bebender Stimme.

Die Betonung dieser kurzen Worte war eine so eigentümliche, daß Jean sich plötzlich beunruhigt fühlte.

„Aber mir kannst du's sagen . . . mir darfst du alles erzählen,“ fuhr er fort. . . . „Ich will es wissen. . . .“

„Es war, als ob mich etwas dazu triebe!“ gab das junge Mädchen zur Antwort. „Ich ging und ging — warum, wußte ich nicht; aber ich mußte . . . ja! . . .“ es schien, als kämpfe sie noch gegen die sie beherrschende Macht — „ja, ich mußte! — Und da bin ich hingegangen . . . zu dem Manne. . . . Man ließ mich mit ihm allein. . . . Ich nahm ihm das Sprachrohr weg, durch das er rufen konnte. . . .“

„Er sah dich natürlich nicht?“ fragte Mornaß. „Er konnte dich nicht sehen . . . sieht überhaupt nichts?“

„Nein, er ist blind — aber er hörte mich!“

Die Stimme Luciens nahm bei diesen Worten einen fast drohenden Klang an, und ohne sich eine Erklärung dafür geben zu können, überkam Mornas die Empfindung einer Gefahr.

„Er hörte dich?“

„Ja.“

Lucie stand noch immer regungslos da.

„Er hörte dich?“ wiederholte Mornas, ihr scharf in die Augen blickend.

„Ja . . . während ich die Bücher herausnahm und durchsuchte . . . und da . . .“

Sie schloß die Augen und schüttelte den Kopf, wie um ein häßliches Phantasiebild zu ver scheuchen.

„Und da? . . .“ wiederholte Mornas, als wolle er Lucie die Worte einzeln von den Lippen reißen.

„Da . . . als er mich hörte . . . hatte er alles erraten . . . er hatte erraten, daß man ihn bestehlen wollte. . . . Er stieß einen Schrei aus und . . .“

„Und seine Leute kamen herbei?“ fragte Jean.

„Nein,“ entgegnete Lucie, „es kam niemand. . . . Da richtete er sich auf seinem Lager empor. . . . Furcht und Zorn gaben ihm die Kraft dazu. . . . Er schleppte sich bis zu mir, legte mir die Hand auf die Schulter . . . es war eine harte, magere Hand, die mich packte wie eine Kralle. . . . Ich hatte die Bankseine genommen, weil ich sie nehmen mußte . . . ich konnte nicht anders . . . eine innere Stimme sagte mir, ich sollte sie ihm wieder wegnehmen, denn er hätte sie gestohlen. . . . Nicht wahr, er hatte sie gestohlen? . . . Und als er sie mir nun aus den Händen reißen wollte, da . . .“

Jean, der etwas Schreckliches erwartete, war jetzt ebenso freideweiß, wie Lucie.

„Da stieß ich ihn zurück, und er fiel hin. Ganz steif und lang! Er rührte sich nicht mehr. . . . Dann bin ich fortgegangen!“

„Dann bist du fortgegangen?“

„Ja! Du hattest mir befohlen, ich sollte die Papiere nehmen . . . ich hatte sie! Ich sollte sie dir bringen. . . . Das habe ich gethan!“

„Aber,“ fragte Mornas ein wenig zögernd . . . „aber er?“

„Er? Wen meinst du?“

„Herr von Berthière?“

„Um den habe ich mich nicht weiter gekümmert. Ich sollte ja nur hingehen und die Papiere holen. . . . Das habe ich gethan. Adieu!“

Dabei wandte sie sich der Thür zu, um zu gehen.

Jean hielt sie zurück, faßte sie bei beiden Händen und sagte leise: „Besinne dich, Lucie, besinne dich einmal! Hat Herr von Berthiere . . . nachdem er hingefallen war, noch gerufen? . . . Hat er noch gesprochen?“

„Das weiß ich nicht.“

„Lebte er noch?“

„Das weiß ich nicht.“

„Du hast ihn doch nicht getötet?“

„Das weiß ich nicht!“

Dabei beharrte das junge Mädchen in derselben tragischen Unbeweglichkeit, und Mornas spürte plötzlich einen Druck auf der Brust, als wollten die Papiere ihn ersticken.

„Das weiß ich nicht! Das weiß ich nicht!“

Diese sich immer gleichbleibende Antwort Luciens erfüllte ihn mit quälender Unruhe. Luciens von einer einzigen Idee erfülltes Hirn hatte keine Erinnerung an das bewahrt, was außerdem geschehen war. Was hatte sich in Versailles begeben?

Jean bemühte sich, Lucie noch einmal auf die Vorgänge in der Rue St. Médéric zu bringen, um womöglich eine Erzählung der Einzelheiten von ihr zu erlangen — aber sie wich ihm aus, behauptete, alles vergessen zu haben, und gab schließlich gar keine Antwort mehr.

„Ich will fort — laß mich gehen!“ wiederholte sie hartnäckig.

Jean zögerte — er wußte selbst nicht, warum — dies Verlangen zu erfüllen. Eine Art Instinkt gebot ihm, sie nicht fortzulassen — es war ihm, als drohe ihr draußen, außerhalb des ärmlichen Stübchens, eine Gefahr. Wohin wollte sie denn eigentlich? In ihre Wohnung — sie wünschte allein zu sein. Es kam ihm vor, als habe sie Lust, zu weinen, viel zu weinen. Ihr ganzes, furchtbar erregtes Nervensystem schien nahe daran, zusammenzubrechen, und bedurfte, um sich zu beruhigen, allem Anscheine nach irgend eines Ausbruches.

„So kann ich dich nicht gehen lassen, Lucie!“ sagte Mornas.

„Ich muß fort — ich muß durchaus fort!“

Dabei stieß das junge Mädchen mit ihrer schwachen, zarten Hand den erschrockenen Jean, der sie zurückhalten wollte, mit erstaunlicher Kraft zurück.

„Aber was willst du daheim thun, was hast du vor?“

„Nichts. . . Ich habe es dir ja schon gesagt. Ich will nur allein sein.“ Und in herzzerreißendem Tone, als ahne sie,



was sie unbewußt gethan und empfinde die schmerzlichste Reue, fügte sie hinzu: „Ich will mich nur ausweinen!“

Jean ließ sie gehen. Morgen würde er sie besuchen — ja morgen! Er wollte seinen Arm um Luciens Taille legen und seine Lippen näherten sich ihrer Stirn — aber sie stieß ihn zurück. Diesmal blickte sie ihn dabei an und ihre gewöhnlich sanften, traurigen Augen hatten einen Ausdruck, der fast wie Haß aussah.

Mornas öffnete das Fenster, um ihr nachzusehen. Ihr Gang glich noch immer, wie schon am Morgen, dem eines Automaten.

An der Ecke der Straße entschwand sie seinen Augen.

„Bah!“ dachte Mornas, „ebensogut wie sie dem Befehl gehorcht hat, nach Versailles zu gehen, ebensogut wird sie der Suggestion folgen, die ihr Schweigen auferlegt. . . .“

Dann nahm er das Paket Kassenscheine, das er vorhin auf den Tisch geworfen, wieder auf und durchzählte es mit der Borne eines Geizigen noch einmal.

„Wie dem auch sein mag!“ sagte er sich. „Wie dem auch sein mag — da ist das Glück! Der Mandarin, gleichviel, ob er noch lebt oder tot ist, habe Dank dafür! . . .“

## Achtes Kapitel.

Trotz dieses sieghaften Gefühls verbrachte Jean eine schlechte Nacht. Er träumte, daß ihn Schergen in chinesischer Tracht in das Zimmer eines Ermordeten schleppten, welcher in der erschreckendsten Weise Herrn von Berthiere glich. Und in demselben Zimmer stand auf dem Kaminsims eine Statuette von Marmor, ein sprechend ähnliches Porträt Luciens, das ihn mit großen, meergrünen Augen ansah. Dieser häßliche Traum verfolgte ihn, bis der graue, kalte Morgen anbrach, und verstört, mit schmerzenden, steifen, wie von Rheumatismus gelähmten Gliedern erwachte er. Am liebsten wäre er gleich nach Versailles gefahren, um sich zu erkundigen, was in der Rue St. Médéric geschehen. Aber das würde unvorsichtig gewesen sein. Es war besser und klüger, zu warten. Und wer weiß, ob Lucie ihm heute nicht alles erzählte . . . ihm mittheilte. . . . Bei diesem Gedanken hielt er inne. Nein und tausendmal nein — mit ihr konnte, durfte er niemals wieder von diesen Vorgängen sprechen. Sie durfte nur eine unbestimmte, unklare Erinnerung

behalten, die sich gewiß nach und nach vollends vermischte. Ja, die hypnotische Eingebung verlor im Laufe der Zeit sicherlich ihre Deutlichkeit und erschien dem jungen Mädchen schließlich nur noch wie ein schwerer, wirrer Traum. Der Erfolg, der Luxus, das leichte, genussreiche Leben, welches er dem armen Kinde bereiten wollte, löschte wohl die ganze furchtbare Geschichte vollends aus ihrem Gedächtnisse — und dann — ja dann konnten sie glücklich sein!

Er liebte Lucie wirklich — liebte sie mit dem Aberglauben des Zweiflers und Spötters nur noch mehr, seitdem sie ihm als Werkzeug zur Erlangung von Geld und Reichthum gebient. Sobald als möglich wollte er zu ihr, wollte ihr vorschlagen, nicht etwa zu fliehen — nein, aber einige Zeit mit ihm nach dem Süden zu gehen, um sich zu erholen. Dort fingen jetzt schon die Bäume an zu blühen. Er wollte sie zu seinen Eltern bringen; die alten Leute würden glücklich sein, zu hören, daß ihr Jean sich endlich entschlossen hatte, ihnen eine Schwiegertochter ins Haus zu bringen. Er stellte sich die Freudenthränen seiner Mutter, das glückliche Lächeln Luciens vor — und alles das umflossen von Licht, Wärme und Sonnenschein! . . .

„Das reine Schäfergedicht!“ sagte sich Mornas. „Wahrscheinlich, ich werde noch empfindsam!“

Aber diese verspottete Empfindsamkeit war im Grunde doch nur eine der Formen, in denen sich das Glück über die Befriedigung seiner Begierden aussprach. Ein Ausruhen vor dem Beginn des Kampfes, zu dem die Küsse Luciens, welche dann seine Frau war, ihm neuen Mut und neue Kraft geben sollten — dann frisch und kühn auf die Bresche los!

Nachdem Jean in einem benachbarten Kaffeehause gefrühstückt hatte, machte er sich auf den Weg nach Montmartre. Der Nebel fing an, sich zu verziehen und in der mit rötlichem Schimmer durchdringenden Sonne begann der Schnee auf den Dächern zu schmelzen. Der junge Mann ging schnellen Schrittes und in tiefen Zügen atmend seines Weges. Vor seinen Ohren klang es wie Siegesfanfaren. Als er in die Rue Audran einbog, bemerkte er zu seiner Ueberraschung einen Menschenauflauf vor der Thür des Hauses, welches Lucie bewohnte.

Ein dumpfes Murmeln drang ihm aus der Menge von Männern und Frauen entgegen, welche über einen Vorgang sprachen, der, wie Mornas — ohne noch zu wissen, um was es sich handelte — sofort instinktmäßig erriet, nur ein trauriger sein konnte.

Er trat näher — eine furchtbare Ahnung hatte sich plötz-

lich seiner bemächtigt, und sein braunes Gesicht war totenblaß geworden. Der Name Luciens schlug aus dem allgemeinen Durcheinanderreden an sein Ohr! Lucie! . . . Ein Schwindel packte ihn und er blieb stehen, um nicht bei den nächsten Schritten umzufinken. Es hatte ihn mitten ins Herz getroffen wie ein Schuß: Lucie war verhaftet.

Verhaftet! Was war in Versailles geschehen? Wie hatte man Luciens Spur gefunden? Mornas versuchte aus dem wirren Geschwätz und den Erzählungen der Nachbarn und Nachbarinnen Bruchstücke der Wahrheit herauszuhören. Es unterlag keinem Zweifel . . . Lucie war erkannt und verfolgt worden. . . . Sie hatte, wie es schien, in Versailles eine Spur hinterlassen. . . . Der Telegraph hatte die Pariser Polizei benachrichtigt. . . . Aber welchen Verbrechens beschuldigte man sie denn? Jean konnte nicht dahinter kommen, und so blieb er mit heraufgeschlagenem Kockfragen, mit der Hand das Gesicht halb bedeckend, stehen, um sich zu vergewissern, in welcher Gefahr sich Lucie — und er — befanden; was ihnen drohte.

Lucie war des Diebstahls beschuldigt, sollte Wertpapiere oder dergleichen gestohlen haben. Eine dicke Dame, die sich wichtig machen wollte, warf den Kopf zurück und sprach von Kindesmord. Dabei hob sie ihre fette Hand empor und Mornas bemerkte an ihrem Arme ein kleines Glücksarmband. Er hatte die größte Lust, sie am Handgelenk zu packen und ihr zuzurufen, daß das, was sie sagte, eine Lüge sei. Dieses Glücksarmband hatte ihn an jenes erinnert, welches Lucie am Abend ihrer ersten Begegnung getragen! Glücksarmband! Welche Ironie! Armes Kind! Und beinahe vergessend, daß er es gewesen, der sie in diese Lage gebracht, beklagte er sie und fragte sich, was er wohl zu ihrer Verteidigung thun könne.

Mit schmerzndem, von den widersprechendsten Gedanken zermartertem Kopfe kehrte er heim. Sollte er die Flucht ergreifen? Drohte ihm, nachdem Lucie verhaftet war, nicht eine unmittelbare Gefahr? Was konnte er thun?

Fliehen? Das hieß, sich selbst anklagen und den Verdacht auf sich lenken. Lucie würde unter der Herrschaft der hypnotischen Suggestion und völlig unterthan einer außerhalb stehenden, sie aus der Ferne beeinflussenden Gewalt, jedenfalls nichts verraten. Nein, gewiß, sie würde keine Geständnisse machen.

Was hatte er also zu fürchten? . . .

Unsinn! Er fürchtete nichts, gar nichts! Sein alter Wagemut, seine Kühnheit und zähe Widerstandskraft waren mit einem Schlage wiedergekehrt, seitdem die Möglichkeit einer

Gefahr vorlag. Nur das Herz schmerzte ihn bei diesem plötzlichen, tragischen Zusammensturz der noch eben erbauten Luftschlösser.

„Andre würden hier wahrscheinlich von einer göttlichen Vorsehung sprechen!“ murmelte er, indem er grimmig in sich hineinlächelte.

Dieses unerwartete Ergebnis, diese vielleicht auf einen Mord hinauslaufende Folge seines Planes war schrecklich und ging in der entsetzlichsten Weise über seine Berechnungen und Absichten hinaus. Er hatte eine Beraubung gewollt, aber das unaufhaltsame Weiterwirken der hypnotischen Eingebung hatte vielleicht zum Todschlag geführt! Er hatte eine furchtbare Kraft entfesselt und Lucie war — wie die abgeschossene Kugel, die gerade auf ihr Ziel losgeht — seinen Befehlen nachgekommen. Nichts würde sie abgehalten haben, ihm zu gehorchen. Mornas kam sich vor wie ein Mensch, der ins Wasser gegriffen hat, um Gold herauszufischen, und statt dessen die Ueberreste einer menschlichen Leiche herauszieht.

Und wie, um Gotteswillen, war man in Versailles zur Kenntniss ihres Namens und ihrer Wohnung gekommen? Welchen Vergehens war sie eigentlich angeklagt? Herr von Berthière hatte also doch noch aussagen können. . . .

Bei dem Gedanken an Herrn von Berthière hielt Mornas zögernd inne. Er hätte fast gewünscht, der alte Mann möchte noch im Stande gewesen sein, Zeugnis abzulegen, denn — wenn er tot war? . . . Der Gedanke erfüllte ihn mit Grauen.

„Du hast den Mandarin töten wollen? . . . Wenn es nun geschehen wäre?“ sagte er sich.

Ein Schauer überlief ihn. Er zitterte für Lucie.

In fieberhafter Angst erwartete er die Abendblätter. Vielleicht brachten sie schon etwas über die Verhaftung und gaben den Grund an. Jean kaufte sie alle — aber sie enthielten nichts über den Fall. Mit dem Abendzuge fuhr er nach Versailles, und dort bildete der Tod des alten Mannes bereits das Tagesgespräch. Mornas fragte den ersten besten Droschkenfutcher nach den Vorgängen in der Rue St. Médéric, und es lief ihm kalt über den Rücken, als der Mann ihm erzählte, daß dort ein Herr von Berthière, ein alter Geizhals — „eine alte Kanaille“, sagte der Kutscher — von einem jungen Mädchen getötet worden sei. „Wie Marat von Charlotte Corday . . . nur ohne Messer!“ setzte der belehene Mann hinzu.

Ja, sie hatte Herrn von Berthière allem Anschein nach einen Stoß versetzt. Er war umgefallen und mit der Schläfe

gegen die scharfe Ecke eines Bücherbrettes geschlagen . . . so war's denn gekommen.

Wie man die Spur der jungen Person entdeckt, die gar nicht aus Versailles, sondern aus Paris war? . . . Ein sauberes Fröckchen, wie es schien . . . manche sagten, sie wäre eine frühere Geliebte, andre hielten sie für eine natürliche Tochter des Herrn von Berthière — ja, das war ganz einfach zugegangen. . . . Ein Eisenbahnbeamter hatte ein junges Mädchen bemerkt, das im Wartesaal hin und her ging, sehr sonderbar aussah und so starre Augen hatte, als ob sie von Glas wären. . . . Als er nach ihrem Billet gefragt, hatte sie dasselbe aus ihrem Geldtäschchen oder einer kleinen Brieftasche hervorgezogen und dabei waren einige Papiere herausgefallen. . . . Der Beamte hatte dieselben aufgehoben und sie dem jungen Mädchen eingehändigt. Etwas später hatte er aber noch einen Brief auf dem Fußboden liegen sehen und auch diesen der „betreffenden Person“ bringen wollen, aber der Zug war gerade abgefahren und so hatte er den Brief vorläufig aufgehoben. Derselbe war von der Inhaberin eines großen Wäschegeschäftes geschrieben und an „Fräulein Lucie Lorin, Rue Audran, Montmartre“ gerichtet gewesen.

Nachdem nun die Polizei von Versailles durch die Dienerschaft des Herrn von Berthière Anzeige von dem Tode des alten Herrn erhalten, hatte sie auch sofort Nachfrage auf den Bahnhöfen angestellt. Der erwähnte Beamte hatte von dem sonderbaren Eindrucke erzählt, den das junge Mädchen auf ihn gemacht, hatte der Polizei den Brief übergeben, und da die Beschreibung, welche die Leute des Herrn von Berthière von der jungen Person, ihrer Kleidung und ihrem sonstigen Aussehen gegeben, genau mit der des Bahnbeamten übereinstimmte, so war an die Polizei in Paris telegraphiert und die Verhaftung der benannten Lucie Lorin veranlaßt worden. Und so hatte, wie der Kutscher fortfuhr, Versailles doch auch einmal das Glück, zu einem Ereignisse zu kommen, das ein bißchen Lärm machte und den Droschkenkutschern was zu verdienen gab. Denn die Fremden würden sich nun ohne Zweifel alle nach der Rue St. Médéric fahren lassen, die in der Nähe des alten Ballspielhauses lag.

Mornas wußte genug. Er hatte nur noch den einen Gedanken: möglichst schnell nach Paris zurückzukehren. Dennoch vermochte er der verhängnisvollen Anziehungskraft, welche der Schauplatz eines Verbrechens auf den Thäter ausübt, nicht zu widerstehen. Er mußte das Haus noch einmal sehen. Vor

demselben standen eine Menge Menschen. Der sonst so stille Winkel hatte alle neugierigen und der Aufregung bedürftigen Bewohner der toten Stadt angelockt. Mornas blieb auf dem jenseitigen Fußsteige, gegenüber der kleinen Thür stehen, durch die er so oft eingetreten war, und durchbohrte gleichsam mit Augen und Gedanken die Mauern. Er stellte sich vor, wie der alte Mann da drinnen in der Bibliothek, lang ausgestreckt auf seinem niedrigen Ruhebetto lag . . . der Mandarin schloß seinen letzten Schlaf . . . der Mandarin war getötet! . . . Und wie seltsam! Jean empfand keine Reue. Weder Reue noch Schrecken. Er sagte sich, daß eine angeklagte Person noch lange keine überführte und verurteilte sei, daß Lucie, trotz aller schweren Verdachtsgründe ihre Unschuld beweisen werde (wie und auf welche Weise, wußte er freilich nicht), und daß sie dann gemeinschaftlich ein neues Leben beginnen wollten. Er hatte das Bedürfnis, sich mit Trugbildern, mit unmöglichen Hoffnungen zu betäuben und zu beruhigen.

Aber als er dann — allein in seiner Wagenabteilung — nach Paris zurückkehrte und sich die Lage der Dinge vergegenwärtigte, da fühlte er, wie sich die Angst seiner bemächtigte und entsetzliche Befürchtungen in ihm aufstiegen! Natürlich, Lucie mußte der Verurteilung entgehen! Aber wie? Das Verbrechen war nicht zu leugnen und man hatte das junge Mädchen beinahe auf frischer That ergriffen. Mornas empfand auch jetzt noch keine Reue, aber die herzbeulemende Angst steigerte sich in dem Maße, als er Paris näher kam. Während er durch das Thor der Befestigungswerke einfuhr, schien es ihm, als gehe er in eine Mausefalle.

Nachdem er den Zug verlassen, kam es ihm vor, als wimmle die Ankunfts-halle von Polizisten, welche die Ankommenden genau in Augenschein nahmen und auf den Schuldigen fahndeten. Das war ohne Zweifel eine Einbildung, denn wer konnte ahnen, daß Lucie Lorin einen Mitschuldigen hatte? Mornas suchte sich, während er nach seinem Hause ging, die Sache künstlich zurechtzulegen. In Unwissenheit über die That, welche sie begangen, ließ sich das junge Mädchen in den gerichtlichen Verhören voraussichtlich ebensowenig beirren, wie bei der Ausführung der Befehle, die er ihr im hypnotischen Schlafe erteilt. Jedenfalls verriet sie keinem Menschen das Geheimnis des Verbrechens, dessen sie sich, ohne eine klare Vorstellung davon zu haben, schuldig gemacht. Sie blieb sowohl für die Wissenschaft wie vor dem Richterstuhle ein Rätsel. Er hatte ihr Schweigen geboten und war sicher, daß sie keinen Namen

nennen, nichts verraten würde. Mornas hatte persönlich also nichts zu fürchten, und der Zustand, in welchem Lucie sich befand, würde die Richter mit Zweifeln erfüllen und die Angeklagte retten. Ja, so war es . . . so war es gewiß! Die Rettung Luciens lag eben in ihrem Zustande, in dem Vorhandensein einer hypnotischen Eingebung, in dem Beherrschtsein durch den Willen eines andern — und diesen andern verriet sie sicherlich nicht.

Dennoch empfand er ein gewisses Widerstreben, die Schwelle des Hauses, in dem er wohnte, zu überschreiten. Es war ihm, als ob dort jemand auf ihn warte, er hatte das unangenehme Gefühl, daß jemand ihm folge. Einmal — nur noch zwei Schritte von der Rue Racine — erblickte er vor sich einen plötzlich länger werdenden Schatten. Schnell drehte er sich um — er hatte etwas wie den Druck einer Hand auf seiner Schulter gefühlt . . . aber niemand war da! Es war sein eigener Schatten gewesen, der vor ihm hinging und den er nicht erkannt hatte.

In seinem Zimmerchen angekommen, verschloß und verriegelte er sorgfältig die Thür und fühlte sich einen Augenblick ruhig. Er atmete auf und zählte wenigstens zum hundertstenmal die Banfscheine, welche ihn aus dem jetzigen elenden, erstickenden Dasein befreien sollten. Da packte ihn plötzlich ein neuer Schrecken und mit einem Sprunge eilte er zu dem Fenster, um den Vorhang zuzuziehen.

Wenn man ihn von der andern Seite der Straße aus beobachtet . . . wenn man das Geld gesehen hatte? Wenn man ihn bestahl?

„Mich bestehlen, mich? Nun, das müßte merkwürdig zugehen!“

Trotz des beängstigenden Gefühls, welches ihm die Kehle zusammenschnürte, hatte er bei dem Gedanken, daß er jetzt zu denen gehörte, die man bestehlen konnte, beinahe Lust zu lachen. . . . Er war jetzt also ein Mandarin wie der Tote! . . .

Nun fragte er sich, ob er nicht gut thun würde, seine Schätze zu verbergen . . . sie jemand anzuvertrauen. Bei diesem Gedanken hielt er inne. In wessen Hände hätte er die Papiere legen können? . . . Das Bild seiner Eltern stieg vor ihm auf. Wie würden die braven alten Leute sich freuen, wenn sie hörten, daß ihr Jean ein Vermögen erworben habe! Und sie hätten es ihm aufgehoben und bewahrt wie ein Heiligtum. Aber ein wunderliches Bedenken, wie es übrigens nicht selten in so düstern Seelen auftaucht, hielt ihn davon zurück. Der

Gedanke, seine armen alten Eltern mit dem Verbrechen in Berührung zu bringen, erfüllte ihn mit größerem Abscheu, als das Verbrechen selbst. Nein, er behielt das Geld bei sich, trug es auf seiner Brust, beinahe auf dem bloßen Körper, und man mußte ihn töten, ehe er sich's nehmen ließ!

Auf den Banknoten, mit der Hand unter dem Kopfstiffen, welches das Paket bedeckte, verbrachte er die Nacht.

## Neuntes Kapitel.

Am andern Tage wurde Lucie Lorin im Polizeiamt dem Arzte vorgeführt, welchem es obliegt, die Verhafteten auf ihren Gesundheitszustand hin zu untersuchen. Das junge Mädchen hatte sich bis dahin sowohl geweigert, Nahrung zu sich zu nehmen, wie die an sie gestellten Fragen zu beantworten.

Man führte sie in ein kleines, kahles Gemach, wo sie bald einem großen, starken Manne mit väterlichem Blick gegenüberstand, der in der Nähe des Fensters vor einem mit Linte, Feder und Papier bedeckten Tischchen saß und sie mit ziemlich erstaunten Augen ansah. Aerzte besitzen in der Regel eine überaus scharfe Beobachtungsgabe, und der tägliche Anblick so vieler moralischer und körperlicher Gebrechen hatte Doktor L. mit mitleidiger Trauer um die Menschheit erfüllt. Ohne eine Frage zu stellen, sah er das junge, zarte Geschöpf eine Weile prüfend an. Jedenfalls hatte er hier ein Rätsel — irgend etwas Ungewöhnliches vor sich.

Lucie stand in starrer, aufrechter Haltung in ihrem schwarzen Kleidchen zwischen einer Wärterin und einem Aufseher da und schaute den Arzt mit ihren sanften blauen Augen an. Ruhig, aber ohne eine Spur von Trotz begegnete sie seinen forschenden Blicken. In ihren klaren Augensternen sprach sich die vollständigste Aufrichtigkeit und zugleich eine seltsame Entschlossenheit aus. Hier mußte durchaus ein Problem ernster Art vorliegen. Dieses zarte, schwächliche, schüchterne Geschöpfchen, das auf den ersten Blick für sich einnahm, war eines Verbrechens angeklagt! Diese schmale Kinderhand sollte einen Menschen getötet haben!

„Das ist ja ein interessanter, ein höchst interessanter Fall!“ murmelte der Doktor in sich hinein, während er mit der Hand über sein Kinn strich.

Dann fing er an das junge Mädchen zu fragen.



Lucie, welche sich bis dahin beinahe stumm verhalten hatte, gab ihm Antwort. Der mitleidige Blick des Arztes machte sie weich und traurig. Gestern in dem richterlichen Verhör hatte sie sich geweigert zu sprechen — heute war sie dazu bereit.

„Ist es denn wahr, ist es möglich, daß Sie ein solches Verbrechen begangen — es unter solchen Umständen begangen haben? . . . Waren Sie im Hause des Herrn von Berthiere und mit seiner Lebensweise bekannt?“

„Nein, das war ich nicht,“ gab Lucie zur Antwort.

„Waren Sie zum erstenmal bei ihm?“

„Ja, zum erstenmal.“

„Und warum — zu welchem Zwecke gingen Sie zu ihm?“

„Zu welchem Zwecke?“

Die Augen des jungen Mädchens begegneten ein wenig verwirrt denen des Arztes.

„Warum ich zu ihm ging? Ja, weil ich mußte.“

„Wie so mußten Sie?“

„Ja!“ wiederholte das junge Mädchen jetzt mit harter, scharfer Betonung, „ja, ich mußte!“

Der Doktor dachte einen Moment nach, indem er wie vorhin mit der Hand über sein Kinn strich und die Augen auf Lucie gerichtet hielt, die noch immer starr und unbeweglich da stand, während der Aufseher und die Wärterin hinter ihrem Rücken einen Blick austauschten, der sich ungefähr in die Worte übersetzen ließ: „Sie mußte! . . . Was soll man dazu sagen? . . .“

„Sind Sie oft krank gewesen?“ fragte der Arzt nach kurzem Schweigen.

„Ich? . . .“

„Ja, Sie. Welche Krankheiten haben Sie gehabt? Den Typhus vielleicht?“

„Ja, den Typhus habe ich gehabt.“

„In welchem Alter?“

„Ich war damals zwölf Jahre alt.“

Der Arzt machte sich einige Notizen.

„Sie haben keine Eltern mehr?“

„Nein,“ gab Lucie traurig zur Antwort.

„Wissen Sie vielleicht, ob Sie als Kind an Krämpfen gelitten haben?“

Die blauen Augen des jungen Mädchens schienen in der Vergangenheit zu suchen.

„Nein,“ sagte sie dann. „Meine Mama,“ hier hob sich ihre Brust in so schmerzlicher Bewegung, daß sich der Arzt im

Innersten bewegt fühlte, „nein, meine Mama hat davon nie gesprochen. Sie hat mir nur erzählt, daß ich sehr schwächlich gewesen sei . . . so schwächlich, daß sie gefürchtet hat, ich würde noch vor ihr sterben. . . . Die arme Mama! . . . Es wäre viel besser gewesen! . . .“

Zwei große Thränen rannen über ihre Wangen. Sie wischte sie hastig ab, nahm ihre starre Haltung wieder an und stand nun aufs neue als ein Rätsel von Fleisch und Bein vor dem Arzte.

„Ich bin kein Richter und habe nicht das Recht, Sie zu befragen wie ein solcher,“ fuhr der Doktor sanft fort, „aber sagen Sie mir, ist es denn wahr, daß Sie Herrn von Berthiere getötet haben?“

„Getötet?“ wiederholte Lucie in empörtem Tone, indem sie die Augenbrauen zusammenzog. „Ich wollte ihn nicht töten,“ fuhr sie dann fort. „Ich wollte ihm nichts thun. Er sollte mich nur nicht hindern, auszuführen, was ich ausführen mußte.“

„Was Sie ausführen mußten? Was mußten Sie denn bei Herrn von Berthiere ausführen?“

„Das ist mein Geheimniß!“ gab Lucie mit fester, klarer Stimme zur Antwort.

„Die Richter werden Rechenschaft über dies Geheimniß von Ihnen verlangen, mein armes Kind!“

„Die Richter werden es nicht erfahren. Ich werde es nicht sagen!“

„Aber . . . gestatten Sie mir, Sie darauf vorzubereiten . . . wenn Sie bei Ihrem Schweigen verharren, sind Sie verloren!“

„Verloren!“

„Ihr Verbrechen ist bewiesen!“

„Ich habe kein Verbrechen begehen wollen. . . . Ich habe es nicht gewollt. . . . Ich habe nichts gethan, als was ich thun mußte!“

„Mußten — was Sie thun mußten!“

„Ja,“ fiel ihm das junge Mädchen ins Wort, „was ich thun mußte!“

Es war dieselbe Antwort, die sie Mornas gegeben, als sie von Versailles zurückgekehrt, und bei dieser Antwort blieb sie allen Fragen gegenüber, die der Arzt immer dringender an sie richtete. Es schien, als habe sie sich fest vorgenommen, keine weiteren Aussagen zu machen, und der Doktor frakte sich die Stirn mit dem Federhalter, den er in der Hand hielt, als

stehe er im Begriff, seinen Bericht oder einen Verhaftsbefehl niederzuschreiben.

Er befand sich dem Falle gegenüber in Verlegenheit, denn es waren alle Anzeichen vorhanden, daß hier irgend eine Störung zu Grunde liege, und dennoch ließen sich keine bestimmten Symptome von Geisteskrankheit nachweisen. Vielleicht war der Kopf des jungen Mädchens etwas schwach, aber alle ihre Antworten waren klar und die Verstocktheit, mit der sie sich weigerte, über die Gründe ihrer Handlungen Auskunft zu geben, konnte nicht als Wahnsinn betrachtet werden. Da hatte selbst der an die seltsamsten Krankheitszustände gewöhnte Gerichtsarzt ein X, ein lebendiges Rätsel vor sich, das er vergeblich zu entziffern suchte.

„Ich mußte!“ Das war keiner der Gründe, welche auf frischer That ertrappte Verbrecher sonst zu ihrer Rechtfertigung anzuführen pflegen. Der eine Teil derselben leugnet gewöhnlich, während die übrigen ihre Thaten durch moralische oder andre Gründe, durch Zorn oder Trunkenheit zu erklären suchen. Dies junge Mädchen verrannte sich gleichsam mit krankhafter Hartnäckigkeit in ihren Aussagen. „War Ihnen Herr von Berthiere bekannt?“ Schweigen. „Handelten Sie vielleicht aus Nachsicht?“ — „Nein.“ — „Warum suchten Sie ihn in seinem Hause auf?“ Warum versetzten Sie dem alten Manne einen solchen Stoß, daß er einen tödlichen Fall that?“ Auf alle diese Fragen hatte sie nur die eine Antwort, die sie mit einer Art blödsinniger Verstocktheit wiederholte: „Ich mußte!“

Augenscheinlich war das Gehirn des armen Geschöpfes in irgend welcher Weise krankhaft erregt. Vielleicht ließ sich, wenn man der Herkunft und Vergangenheit der Angeklagten nachforschte, der Ursache auf die Spur kommen, die sie bestimmte, sich selbst als schuldig zu bekennen, alle weitere Auskunft aber zu verweigern. Der Doktor kam auf den Gedanken, Lucie nach dem Namen des Arztes zu fragen, der sie behandelt hatte, als sie noch klein war.

„Wer mich behandelt hat?“

„Ja, Sie haben doch wohl einen Arzt gehabt?“

„Gewiß.“

„Und sein Name?“

„Doktor Pomeroy.“

„Pomeroy! Den kenne ich recht gut. Er ist einer der wackersten Männer, welche die Erde trägt.“

Der Arzt ließ Lucie nach der Krankenstation bringen und stellte bei Gericht den Antrag, jedes weitere Vorgehen in der

Sache aufzuschieben, bis er im stande sein würde, über den geistigen Zustand der Angeklagten ein Urtheil abzugeben, zu welchem Zwecke es einer Unterredung mit seinem Kollegen Pomeroy bedürfe.

Der brave Pomeroy! Er hatte sich freiwillig in den Schatten gestellt. In Erfüllung der kleinen alltäglichen Pflichten, welche so viel schwerer sind, als die großen, war er in seiner bescheidenen Stellung geblieben, während sein ehemaliger Studien-genosse eine jener Leuchten der Wissenschaft geworden war, welche dem Vaterland zur Ehre gereichen. Der gute, brave Pomeroy hatte es nicht anders gewollt und war jeder Gelegenheit, sich öffentlich hervorzuthun, so geflistentlich aus dem Wege gegangen, wie andre danach haschen. Er könnte, wenn er gewollt, heute ebensogut Mitglied der Akademie, Offizier der Ehrenlegion, berühmt und reich sein, wie sein Kollege; aber er glich einem jener Fürsten, welche dem Throne entsagen, um nach ihrem Gefallen und Geschmack zu leben. Er gefiel sich in einem Dasein ohne Lärm und Geräusch, unter seinen Büchern und seinen armen Patienten; er fand, daß der Ruhm zu teuer bezahlt und erkaufte werden müsse, und hatte vielleicht recht.

Doktor Pomeroy war nicht wenig erstaunt, von seinem Kollegen zu hören, daß er über ein junges Mädchen, Namens Lucie Lorin, das er früher behandelt, Auskunft geben solle. Lucie! Der alte Herr hatte stets eine Art von väterlicher Zärtlichkeit für das Kind empfunden, das er zuerst bei einem Anfälle von Bräune, später beim Typhus behandelt, und oft hatte er das blonde, fieberglühende Köpfchen zwischen seine beiden knöchigen Hände genommen und zu der Mutter gesagt: „Die Kleine sieht so apart aus — nein, um die wäre es schade — sie darf nicht sterben — wir werden sie schon wieder gesund machen!“ Er hatte Mutter und Kind lieb gewonnen, und sie nahmen unter seinen bevorzugten Patienten, d. h. unter denen, die nicht bezahlten, in seinem Herzen die erste Stelle ein. Die arme Frau war so achtungswert und das kleine Mädchen so allerliebste! Beide trugen die Last ihres arbeit-samen Lebens mit solcher Unverdroffenheit! Und wirklich hatte er das Kind immer wieder durchgebracht! Wer weiß, was ohne ihn aus der kleinen Patientin geworden wäre? Seitdem hatte er eine nur noch zärtlichere Zuneigung zu Lucie gefaßt. Er hegte ihr gegenüber etwa die Empfindung des Künstlers für sein Werk, denn er hatte ihr das Leben mehrmals geschenkt. Der Arzt war an ihr, nach dem Ausschöpfer, zum Schöpfer geworden.

Aber das Kind war zur Jungfrau herangereift und Doktor Pomeroy hatte sie seit dem Tode der Mutter eigentlich aus den Augen verloren. Obgleich er ihr kürzlich auf der Straße begegnet, wußte er doch wenig oder nichts von ihrem Leben und ihren Verhältnissen. Auch von ihrem Zusammenhange mit Jean Mornaß wußte er nichts. Obwohl er ihn beim Begräbnisse der Mutter gesehen, hatte er doch keine Ahnung von dem unschuldigen Romane zwischen den jungen Leuten, der in so schrecklicher Weise mit einem Verbrechen endigen sollte. Als man Doktor Pomeroy sagte, Lucie, die kleine Lucie Lorin, sei verhaftet und befände sich, eines schweren Verbrechens angeklagt, in Untersuchung, wurde er dunkelrot und sprang in die Höhe. „Das ist ja ganz unmöglich!“ rief der alte Mann, in heftiger Erregung den Kopf in den Nacken werfend: „Unmöglich . . . rein unmöglich!“ Und die Achseln zuckend, fügte er hinzu: „Wenn das wahr wäre, so bekäme mein Optimismus allerdings einen Nasenstüber! Ein so sanftes, liebes Kind — ein Kind aus so ganz besonders feinem Teig gemacht! Wer hat denn das erfunden? . . . Nein, nein . . . es ist ganz unmöglich!“

Der gute Doktor ließ an diesem Morgen sein Frühstück stehen und setzte seine alte Haushälterin in nicht geringes Erstaunen, als er plötzlich barhäuptig davonlief, um sich nach dem Untersuchungsgefängnis zu begeben, wohin sein Kollege ihn beschieden hatte.

Ja, er hätte es beinahe gar nicht gehört, als ihm die besorgte Frau über das Treppengeländer nachrief: „Herr Doktor, Sie haben Ihren Hut vergessen!“

Woran dachte er nur? Nun, woran sonst, als an Lucie, die er als Kind auf dem Krankenbett, dann als erwachsenes, hübsches Mädchen, das nur ein wenig traurig aus den schönen, klaren, blauen Augen blickte, vor sich sah. Und dies Kind sollte zur Verbrecherin geworden sein? „Unmöglich . . . unmöglich!“ Er wiederholte dies Wort mit Heftigkeit, während er den Hut, welchen ihm die Haushälterin nachgebracht hatte, auf das lange, weiße Haar stülpte.

„Freilich hätte ich mich ein bißchen mehr um sie kümmern sollen,“ sagte er zu sich selbst. „Dem Kinde in seiner Krankheit beispringen, war schon ganz gut. Aber ich hätte über dem jungen Mädchen wachen sollen, ich alter Egoist.“

Auf der Straße zog der alte Herr mehr als einmal die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden durch die unwillkürlichen Bewegungen der Hände und des Kopfes auf sich, mit denen

er seine Gedanken begleitete, aber jede Ideenfolge endigte mit demselben Worte: „Unmöglich! Ganz unmöglich!“

Der gute Doktor glaubte noch an die Ehrlichkeit Leute. Besonders glaubte er an die Rechtlichkeit und Reinheit gewisser bevorzugter Naturen ebenso fest, wie andre von vornherein an das Schlechte glauben. Er machte sich auch nichts daraus, wenn er sich einmal täuschte, oder behauptete vielmehr, er habe sich niemals getäuscht, und das Gute trage stets den Sieg über das Böse davon. „Der Beweis dafür ist ja, daß die Welt noch immer fortbesteht,“ pflegte er zu sagen.

Der Gedanke, daß die Kleine, die beinahe unter seinen Augen aufgewachsen war, eines Vergehens, ja sogar eines Verbrechens beschuldigt werden konnte, drehte ihm das Herz um.

„Lucie! Ich bitte einen! Wenn die Leute sie kannten, wie ich sie kenne, würden sie so etwas nicht von ihr glauben!“

Seine Aufregung steigerte sich noch, als er dem jungen Mädchen in dem kalten Sprechzimmer des Untersuchungsgefängnisses gegenüberstand. Er erinnerte sich der kleinen Konfirmandin mit dem blonden Haar unter dem weißen Schleier — Gold unter Silber — und wo fand er sie jetzt wieder? In einem Pariser Gefängnisse, zwischen den kahlen Mauern, die schon so viele tief gesunkene Frauen, so viele mit Blut besudelte Bösewichter gesehen hatten.

Der arme Doktor sah unter seinen weißen Haaren niedergeschlagener und ängstlicher aus als Lucie, die ihm gegenüberstand. Das junge Mädchen hatte sich nach einem Moment tiefer Verwirrung mit einer mächtigen Anstrengung aufgerafft und ihre Fassung wiedergewonnen. Die fixe Idee, von der sie beherrscht war, gab ihr die Kraft, dem Blicke und den Fragen des alten Freundes standzuhalten. Der liebe Doktor war immer so gut und freundlich gegen sie und ihre Mutter gewesen! Romyron hatte die Empfindung, als sei es eine Verwandte, die er hier, des Mordes und des Diebstahls angeklagt, vor sich sah. Die Erhebungen, welche man bei Herrn von Berthière angeordnet, hatten ergeben, daß vor oder nach dem Tode des Greises ein Diebstahl ausgeführt worden war — und diese zweite Beschuldigung beugte und demütigte den Doktor — er machte sich nicht recht klar, warum — mehr als die erste. Daß Lucie einen Mord begangen haben könne, war einfach unmöglich und es konnte nicht schwer sein, diese Unmöglichkeit zu beweisen. Warum sollte sie Hand an Herrn von Berthière gelegt haben? Die Anklage des Diebstahls — eine viel gemeinere, niedrigere — ließ sich ungleich schwerer

zurückweisen. Niemand war vor, niemand nach dem jungen Mädchen in dem Bibliothekzimmer des Ermordeten gewesen. Eine der Bücherreihen war in Unordnung gefunden worden, der bewußte Atlas lag noch aufgeschlagen auf dem Boden, und der Umstand, daß sich auch in mehreren andern dieser Folianten versteckte Wertpapiere vorfanden, ließ keinen Zweifel darüber aufkommen, daß Raub als die Triebfeder zu dem Morde zu betrachten sei. Ja, ein Raub! Man hatte sich bei dem Greise Eingang verschafft, um ihn zu bestehlen, und da er sich der Ausführung dieser Absicht widersetzte, hatte man ihn getötet!

Alles dies hatte Doktor Pomeroy erfahren, ehe er sich ins Gefängnis begab. Der Untersuchungsrichter hatte ihm den Fall Punkt für Punkt erklärt. Lucie hatte kaum eine Aussicht, dem dichten Netz, in das die Anklage sie verstrickt hielt, zu entschlüpfen. Sie war eine Diebin. Aber wohin hatte sie die Kassenscheine gebracht, welche sie in der Rue St. Médéric gestohlen? Sie hatte darüber hartnäckig jede Auskunft verweigert und dem Untersuchungsrichter nur gesagt, es habe sich nicht um einen Diebstahl, sondern nur um eine Rückerstattung gehandelt. Rückerstattung war das Wort, welches Mornas gebraucht hatte, um Lucie zur Ausführung seines Befehles zu bewegen und ihre Gewissenszweifel zu beschwichtigen. Pomeroy hörte dem Richter aufmerksam zu, war aber nicht überzeugt. Nein, trotz der scheinbar unumstößlichen Beweise, glaubte er nicht an die Schuld des jungen Mädchens. Wenn hier nicht eine geistige Störung vorlag — wenn sie nicht wahnsinnig war! . . .

„Ja, vielleicht war sie wahnsinnig!“ . . .

Als man Lucie vorgeführt, hatte er nicht gleich gewagt, sie selbst zu befragen, sondern dies dem Gerichtsärzte überlassen. Aber dieser kam um keinen Schritt vorwärts. Er brachte nichts aus dem jungen Mädchen heraus, als die eine Erklärung, die keine war: „Ich mußte!“

„Etwas andres sagt sie mir nicht,“ flüsterte der Arzt dem Doktor Pomeroy zu.

Der Schließer und die Wärterin, welche die Unglückliche begleiteten, betrachteten sie mit spöttischem Mitleid. Sie hatten schon so viele Verbrecher gesehen und jeder hatte seine besondere Verteidigungsmethode befolgt! Aber was auch sie in Erstaunen setzte, war, daß dies sonst so fügsame, sanfte, kühle und dabei so entschlossene junge Geschöpf sich eigentlich gar nicht verteidigte.

„Unbegreiflich . . . ganz unbegreiflich!“ murmelte Pomeroy zwischen den Zähnen.

Dann begann er mit dem unglücklichen Mädchen, das so hartnäckig in seinem Schweigen beharrte, zu sprechen. Er suchte sie weich zu stimmen, indem er die Erinnerung an ihre Kindheit, ihre Mutter in ihr wachrief, um sie auf diese Weise zu einer Erklärung, einem Geständnis zu bewegen. Einen Augenblick schien es auch wirklich, als ob die marmorne Ruhe ihres Wesens weichen wollte; aber das war eben nur ein Augenblick. Der Wille bekam bald wieder die Oberhand, und nachdem sie eben noch vor Erregung gebebt, fand sie nun die frühere unerschütterliche Festigkeit wieder.

„Ich mußte!“ gab sie mit klarer, deutlicher Stimme wieder und wieder zur Antwort.

„Aber warum? Sage, warum mußtest du?“

„Warum?“

„Ja, warum?“

Das war die ewig wiederholte Frage, das ungelöste Rätsel. Lucie antwortete durch die Erklärung, die keine war: Sie mußte gehorchen, hatte nicht anders gekonnt, als dahin zu gehen, wohin sie gegangen, und zu thun, was sie gethan.

Unwillkürlich, beinahe zornig war Doktor Bomeroy aufgestanden.

„Sieh mich an . . . sieh mir gerade ins Gesicht!“ rief er, indem er sie bei den Handgelenken faßte und sie zwang, seinen Blick auszuhalten. „Sage mir die Wahrheit, Lucie! Du weißt, wie lieb ich dich habe. . . Dein Schweigen und deine Antworten betrüben mich tief . . . sehr tief. Heraus mit der Wahrheit, mein Kind! Ich bitte dich, sage mir die Wahrheit!“

„Ich habe Ihnen die Wahrheit gesagt!“ entgegnete Lucie Lorin.

Sie gab sich augenscheinlich Mühe, sich gegen den Blick des alten Freundes zu stählen, der sie so schweren Herzens bat, ihm die Wahrheit zu sagen. Aber plötzlich, als habe der Kampf ihre Kräfte erschöpft, schloß sie die Augen, neigte den Kopf zur Seite und sank wie ohnmächtig in die Knie. Der Schließer fing sie auf.

„Bringen Sie das junge Mädchen wieder nach der Krankenabteilung!“ befahl der Arzt. „Man soll sie gut verpflegen und dafür sorgen, daß sie etwas genießt . . . eine Tasse Fleischbrühe. . . Morgen werde ich wiederkommen und nach ihr sehen.“

Die Wärterin, unterstützt von dem Schließer und einer zweiten, schnell herbeigeilten Wärterin, trug Lucie hinaus und der Doktor wandte sich nun zu Bomeroy.



Dieser schien starr vor Staunen und blickte noch immer die Thür an, durch welche man Lucie hinausgebracht.

„Die Sache ist mir unerklärlich!“ sagte er endlich.

„Jedenfalls liegt da etwas vor, was sich unsrer Beurteilung entzieht,“ bemerkte Doktor L. „Verrückt ist sie nicht... aber wahrscheinlich von einer fixen Idee besessen. Ich frage mich, ob es nicht am richtigsten wäre, sie nach dem Asyl für Geistesranke, nach dem Saint-Annenhospital bringen zu lassen.“

Doktor Pomeroy teilte natürlich nicht das gewöhnliche instinktmäßige Vorurteil des Volkes gegen die Hospitäler, aber bei Nennung des Saint-Annenhospitals ging ihm dennoch ein kalter Schauer über den Rücken. Es kam ihm vor, als sei damit bereits die Beurteilung des armen Mädchens ausgesprochen, und obgleich sie sich wie eine Wahnsinnige benahm und ihre Schuld eingestand, konnte er sich noch immer weder entschließen, an ihre Geisteskrankheit, noch an ihre Schuld zu glauben.

„Ich bleibe doch dabei...“ sagte er, „sie ist weder schuldig, noch verrückt!“

„Und welche andre Ansicht haben Sie von der Sache?“

„Ja, das ist's eben. Ich weiß nicht, was ich davon denken soll!“

„Allerdings, es ist ein unerklärlicher Fall... ein sehr sonderbarer Fall!...“ sagte Doktor L., während er seinen Kollegen noch ein Stück Weges begleitete. „Man spricht zu ihr und sie sieht einen an, wie eine Somnambule und gibt mit der Hartnäckigkeit eines Kindes, das eingelernte Worte wiederholt, immer dieselbe Antwort. Es scheint fast, als habe jemand ihr die Worte diktiert und eingepägt: ‚Ich mußte! Ich mußte!‘ Eine Redensart, die in einer Posse, wenn sie fortwährend wiederholt würde, komisch sein würde, hier aber, stets mit derselben Ruhe und in demselben Tone gesprochen, einen geradezu tragischen Eindruck hervorbringt. ‚Ich mußte!‘ Warum mußte sie? Wer ist der eigentliche Urheber dieses Diebstahls und Mordes? An solchen Verbrechen sind fast immer mehrere Personen beteiligt. Und wenn dennoch — entgegen Ihrer Ansicht — ein wirklicher Plan vorliegen sollte, wer könnte ihn Lucie Lorin suggeriert, ich meine eingegeben haben?“

„Suggeriert?“ wiederholte Pomeroy mechanisch. „Ja, von wem könnte die Suggestion ausgegangen sein?“

„Von wem könnte die Suggestion herrühren?“ fuhr

Doktor L. fort, wie von einem neuen, verblüffenden Gedanken erfaßt.

Dann bot er Pomeroy die Hand zum Abschied.

„Auf Wiedersehen, morgen,“ sagte er. „Heute haben wir noch allerlei andres zu thun. Ich werde bei Gericht den Antrag stellen, nichts über Lucie Lorin zu beschließen, bis wir uns noch einmal gesehen und gesprochen haben. . . . Sie kennen die Natur des jungen Mädchens. . . . Denken Sie über den Fall nach und ziehen Sie Ihre Erinnerungen zu Rate. Wahrscheinlich liegt hier doch eine Gehirnkrankheit vor. Also auf Wiedersehen morgen!“

„Auf Wiedersehen!“ gab Pomeroy zur Antwort und ver-  
folgte dann, in tiefe Gedanken versunken, seinen Heimweg.

### Behntes Kapitel.

In der Rede des Doktor L. hatte ihn ein Wort besonders berührt und eine Welt von neuen Gedanken in ihm angeregt. Was er gestern noch ungläubig abgewiesen hätte — wer weiß, ob es nicht heute zur Möglichkeit wurde.

Suggestion! „Wenn hier ein geplantes Verbrechen vorliegen sollte, wer könnte es Lucie Lorin eingegeben haben?“ hatte Doktor L. gefragt.

Dies Wort, welches der Kollege hatte fallen lassen, ohne sich vielleicht etwas Besondres dabei zu denken, wollte Pomeroy nicht aus dem Kopfe. Es kam ihm vor, als ob er hier vor der verschlossenen Thür stünde, hinter welcher er hoffen durfte, Licht und Freiheit zu finden. . . .

Suggestion — Eingebung! Gewiß, wenn man hier ein planmäßig ausgeführtes Verbrechen vor sich hatte, so konnte Lucie es weder allein vorbereitet, noch vollbracht haben. Es mußte ein Mitschuldiger da sein, der ihr den Gedanken eingegeben, suggeriert hatte. . . . Aber mitten in diesen Ueberlegungen hielt Doktor Pomeroy plötzlich inne. Das Wort „suggerieren“ wurde ja neuerlich in einem ganz bestimmten Sinne gebraucht — in einem Sinne, der, so furchtbar er war, dennoch eine Hoffnung in sich barg. Wenn es sich hier nun gar nicht um einen Mitschuldigen, sondern um den eigentlichen Urheber handelte — um die Persönlichkeit, von welcher die Suggestion ausging . . . welche demnach vielleicht die allein schuldige war! . . .

„Und warum nicht? Warum nicht?“ wiederholte der Doktor, während er mit seinen noch immer rüstigen langen Beinen die Straßen durchschritt.

Er hatte, ohne recht daran zu glauben, von den wunderbaren Versuchen gehört, welche die Wissenschaft in Aufruhr versetzten und auch die Gleichgültigsten leidenschaftlich erregten. Es war ihm bekannt, welche Versuche man in der Salpetrière an nervenkranken Frauen gemacht hatte und zu welchen Ergebnissen man gelangt war; er hatte — anfänglich allerdings mit etwas spöttischem Lächeln — die Schriften über den Brauidismus und den Hypnotismus gelesen und hielt diese Dinge für erstaunliche, aber praktisch weder wertvolle noch anwendbare Erscheinungen. Es war ihm, dem alten, in der Wolle gefärbten Idealisten, unangenehm, zugeben zu müssen, daß die Untersuchungen über die Lokalisation der Gehirnthätigkeit beinahe zu der materialistischen Lehre des Doktor Gall führten und daß die neuen wunderbaren Experimente den vielbesprochenen Mesmerismus in allen Einzelheiten bestätigten. Er hatte deshalb den Entdeckungen, welche die jüngere Generation so fieberhaft beschäftigten, nur geringe Aufmerksamkeit geschenkt — aber die Probleme, um die es sich dabei handelte, waren ihm nicht unbekannt, denn er beschäftigte sich abends in seiner vierten Etage des Boulevard Glichy nicht selten mit den Schriften der Spezialisten dieses Faches.

„Ich lese solche Bücher, wie ich einen unterhaltenden Roman lesen würde,“ sagte der gute Mann.

Obgleich er sich, wie er selbst gern aussprach, aus voller Ueberzeugung zur „alten Schule“ der Medizin bekannte, waren die verblüffenden Entdeckungen, welche der Wissenschaft eine ganz neue Welt erschlossen, nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben. Er gehörte nicht zu den völlig Ungläubigen, sondern fragte sich nur, ob die Wissenschaft aus den neugewonnenen merkwürdigen Einblicken auch einen entsprechenden Nutzen für die Kunst, Krankheiten zu heilen, ziehen würde.

„Es kommt für mich einzig und allein darauf an, ob wir nach allen diesen Erfahrungen weniger Nervenranke haben werden, als bisher,“ sagte der alte Pomeroy.

Heute zum erstenmal schienen ihm die Forschungen der neuen Schule einen praktischen Nutzen zu haben, und ein Wort, ein einziges Wort seines Kollegen war es gewesen, welches das Hirn des guten Pomeroy in solche Gärung versetzt hatte. Während er seiner Wohnung zuschritt, rief er sich die Schriften, welche er gelesen, und die Eindrücke, welche er

davon empfangen, ins Gedächtnis zurück und beeilte sich, nach seiner mit alten Büchern vollgepfropften Bibliothek zu kommen, um angesichts dieses besondern Falles, einer Suggestion, deren Opfer Lucie Lorin vielleicht war, die einschlägigen Schriften und Broschüren noch einmal vorzunehmen, welche in einem Winkel derselben aufgehäuft lagen.

„Mein Gott, Herr Doktor, Sie sind doch nicht krank?“ rief die alte Haushälterin, als sie ihren Herrn mit vor Aufregung entstellten Zügen heimkehren sah.

„Nein, Julie.“

„Sie sehen aus, Herr Doktor! . . . Es ist Ihnen doch nichts passiert?“

„Gar nichts!“

Dabei schlug und schloß Pomeroy die Thür seines Arbeitskabinetts hinter sich zu.

Lange Stunden brachte er hier damit hin, die Schriften nochmals durchzusehen, welche er in letzter Zeit nicht ohne spöttische Zweifel durchblättert. Von den Veröffentlichungen der Salpêtrière ging er zu den Uebersetzungen aus fremden Sprachen über, um, wie zu der Zeit, da er noch Student war, „mit heißem Bemühen“ nach Licht und Wahrheit zu suchen, bis sein Kopf schmerzte.

Es war rührend, den sechzigjährigen Mann mit bereits gekrümmtem Rücken, über seine Bücher gebückt, sitzen zu sehen, um sich, zu Ruß und Frommen eines lieben Menschenkindeß, in eine Wissenschaft zu vertiefen, an der er viel lieber gezweifelt hätte.

„Und doch, wenn etwas Wahres daran wäre? . . . Wenn es sich wirklich so verhielte. . . . Wenn eine suggerierte Idee . . . ein fremder Wille vielleicht . . . Lucie . . .“

Und von neuem durchsuchte und verglich er die vor ihm liegenden Schriften. Er ging zurück bis auf James Braid, der schon im Jahre 1841 Versuche dieser Art angestellt hatte; er nahm Charcot, Heidenhaim, Dumontpallier, Ch. Richet, J. Luys, Ham, Bernheim, Liégeois, Boissin, Liébault zur Hand, und immer deutlicher trat ihm daraus die Möglichkeit einer hypnotischen Suggestion, diese geistige Unterwerfung eines Menschen und das Beherrschtsein seines Gewissens durch den Willen eines andern, entgegen.

Es schien ihm, der gestern noch so geneigt gewesen war, das alles zu bestreiten, heute so ziemlich bewiesen — ja, wirklich bewiesen, daß das Gewissen eines menschlichen Wesens zeitweilig gleichsam außer Thätigkeit gesetzt und dies Wesen

dazu gebracht werden könne, im hypnotischen Zustande die schlimmsten, ihm durch fremden Willen aufgezwungenen Dinge zu vollführen. Und je weiter der alte Herr mit dem Wunsche, Lucie unschuldig zu finden, las, je zweifelloser schien es ihm, daß das arme Mädchen einem solchen fremden Willen unterthan, nur das unzurechnungsfähige Werkzeug eines unbekannten Uebelthäters sein müsse.

Der gute Doktor fühlte sich allerdings etwas empört und stieß manches Ah und Oh aus, während er diese psychiatrischen Abhandlungen durchlief und in fieberhafter Hast von einem Autor zum andern überging. In dieser Weise sollte man mit einem menschlichen Geschöpf umspringen können? Es sollte möglich sein, das Hirn eines Menschen umzukneten, wie eine Kugel von Glaserkitt, und in jede beliebige Form zu bringen? . . .

Und mehr als das; man sollte — da das Hirn des Menschen aus zwei Theilen besteht — im Stande sein, die Thätigkeit des einen Theiles gänzlich aufzuheben oder den beiden Theilen verschiedene Grade der Thätigkeit zu geben, oder auch in jedem der beiden Theile ganz verschiedene Vorstellungen hervorzurufen und zwar dergestalt, daß der eine Teil z. B. hassen, der andre lieben, daß dieselbe Person links ein rechtlicher, guter Mensch sein, rechts dagegen lasterhafte Gedanken und verbrecherische Absichten haben könnte!

Der arme Pomeroy fühlte zugleich einen kalten Schauer über seinen Rücken laufen und Schweißtropfen auf seine Stirn treten.

„Nun, demnach scheint es ja ausgemacht, daß wir Idealisten ganz dumme Kerle sind. Und dennoch, zum Ruckuck, gibt es ein etwas, das über dem Wissen und der Wissenschaft steht, und dies etwas ist das Gewissen. . . . Gut ist gut, und schlecht ist und bleibt schlecht! . . . Wahrhaftig, die menschliche Maschine ist ein wunderliches Ding!“

Aber wenn ein menschliches Wesen sich den Willen eines andern wie ein Stigma aufdrücken lassen mußte, war dann der Hypnotismus, der durch hypnotische Einwirkungen hervorbrachte Schlaf, der Magnetismus (denn schließlich lief doch alles dies nur auf tierischen Magnetismus unter neuem gelehrten Namen hinaus) nicht wenigstens im Stande, die Uebel wieder gut zu machen, die er verschuldet?

Pomeroy hatte soeben in Th. Ribot den Fall von jenem Austräger gelesen, welcher in der Trunkenheit ein ihm anvertrautes Paket verlegt hatte und es in nüchternem Zustande durchaus nicht wieder zu finden vermochte, der sich aber, als

er sich, aus Aerger darüber, nochmals betrauf, sofort der Stelle erinnerte, wo er es aufgehoben. Der alte Doktor schloß folgerichtig, daß es sich wahrscheinlich ganz ähnlich mit hypnotischen Einwirkungen verhalte und ein Mensch durch neue Hypnotisierung vielleicht die verlorene Erinnerung an die Vergangenheit wieder gewinnen könne.

Sollte nicht auch in diesem Falle eine neue Hypnotisierung genügen, um hinter die Geheimnisse der ersten zu kommen?

„Und wenn nun ich Lucie in diesen hypnotischen Zustand versetzte?“ fragte sich der Doktor.

Vielleicht lieferte diese pathologische Wiedererweckung des Gedächtnisses dem Richter die Lösung des Rätsels. Vielleicht erfuhr man auf diese Weise den Sinn der Worte: Ich mußte! Ich mußte!

„Die Patienten erinnern sich an Dinge, die sie in wachem Zustande vergessen, sofort wieder, wenn man sie von neuem in hypnotischen Schlaf versetzt,“ sagte eine der Schriften, welche Pomeroy zu Rate zog, klar und deutlich.

Warum sollte er nicht versuchen, die Erinnerung an die Tragödie in der Rue St. Médéric in Lucie wieder wachzurufen, oder besser gesagt, den Richtern den Schlüssel zu ihrer Handlungsweise zu verschaffen?

„Das alles ist ja ganz verrückt!“ . . . dachte der brave Mann. „Was würde ich noch heute morgen für Augen gemacht haben, wenn man mir gesagt hätte, ich würde heute abend daran denken, mich mit Dingen zu beschäftigen, an die ich nicht glaubte und auch jetzt noch nicht glaube. Aber das verwünschte Wort: suggerieren! Und wenn dennoch etwas Wahres daran wäre? Wenn die Kleine, von einem andern Willen beherrscht und bezwungen, das Verbrechen nur infolge einer Suggestion, einer solchen abscheulichen hypnotischen Eingebung begangen hätte? . . .“

Das würde freilich alle seine bisherigen Anschauungen umgestoßen, seinen ganzen bisherigen wissenschaftlichen Widerstand mit einem Schlage hinweggesetzt haben. Aber der gute Doktor war kein eigen sinniger Mann, besonders nicht, wenn es sich um Luciens Schicksal handelte!

Sie konnte ja unschuldig sein und zwar nicht nur an der That, sondern selbst im Gewissen, diesem unsichtbaren Lichte, welches dem Menschen in allen Zweifeln und innern Stürmen als Leuchte dient, die Abgründe der Menschenseele erhellt und zuweilen sogar der hypnotischen Eingebung widersteht.

„Man muß dies Gewissen selbst in hypnotischem Schlummer

belügen, geschickt belügen, um es zu bezwingen. Die menschliche Redlichkeit kämpft wacker selbst bis in den Zustand geistiger Unzurechnungsfähigkeit und Gefangenschaft hinein!“ dachte Pomeroy.

Dann wandten sich seine Gedanken ebenso schnell wieder dem besondern Falle und Lucie zu.

„Armes Kind! Wenn sie diese Eingebung von einem andern empfangen hat, wie muß sie gekämpft und gelitten haben!“

Nachdem sich Doktor Pomeroy mehrere Stunden diesem Studium gewidmet, fühlte er sich so fieberhaft erregt, daß er auf den Boulevard hinauseilte, um ein wenig frische Luft zu schöpfen und sich durch rasche Bewegung wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Was er in den Zeitschriften, in Büchern und Broschüren während der letzten Stunden gelesen, die dort mitgeteilten Fälle, die Verhaftung Luciens, die Befragung im Polizeihause — alles das schien ihm einer fremden, phantastischen Welt anzugehören; es erschien ihm als etwas, das in Wirklichkeit gar nicht existierte, und kam ihm fast vor, wie ein häßlicher grotesker Totentanz, dessen scheußliche Grimassen seinen Optimismus böshaft verhöhnten. Aber da sich diese Dinge nun einmal nicht ableugnen ließen — er mußte das notgedrungen zugestehen — warum sollte er nicht den Versuch machen, sie durch sich selbst zu bekämpfen? Wenn ein Mensch durch hypnotische Eingebungen zum Verbrechen getrieben werden konnte, warum sollte nicht das gleiche Mittel benutzt werden, um den Urheber zu bestrafen?

„Welcher Unsinn!“ . . .

„Aber nein, es ist kein Unsinn. Entweder die wunderbare Erscheinung existiert, oder sie existiert nicht,“ folgerte Pomeroy. „Existiert sie, so schlage ich sie mit ihren eignen Waffen. Und,“ fügte er, nachdem sein Kopf etwas freier und sein Gemüt ruhiger geworden war, hinzu, „handle ich dabei nicht ganz einfach nach den Gesetzen der Homöopathie?“

Der gute Doktor verbrachte eine sehr schlechte Nacht, erwachte sehr früh und begab sich, noch vor der Sprechstunde im Polizeiamt, zu Doktor L. Er wußte eigentlich nicht recht, wie er die Sache anfangen sollte, denn er fürchtete, sich lächerlich zu machen. Das, was er dem Kollegen zu sagen hatte, war wenigstens seltsam und ungewöhnlich. Er, der einen wahren Schauer vor dem hatte, was er bis jetzt hypnotisches Geschwätz genannt, er wollte jetzt Doktor L. sagen, es könnte doch vielleicht ein Körnchen Wahrheit an der Sache sein, und dies eine

Körnchen könnte vielleicht gerade den Beweis für Luciens Unschuld in sich schließen.

„Er wird mich jedenfalls für einen alten Esel halten!“ sagte sich Pomeroy.

Zu seinem großen Erstaunen aber fiel der berühmte Gelehrte gar nicht aus den Wolken, sondern sah ihn im Gegenteil mit einem Blicke an, als sei er nur erstaunt, einer solchen kühnen Idee unter diesen langen weißen Haaren zu begegnen.

„Das, was ich da soeben gesagt, kommt Ihnen also nicht ganz und gar lächerlich vor?“ stotterte Pomeroy.

„Durchaus nicht,“ gab Doktor L. zur Antwort. „Ich kam neulich, als ich von Ihnen ging, auf denselben Gedanken. Lucie Lorin ist von irgend jemand, vielleicht hypnotisch, beeinflusst. Ich bin in diesem Punkte ganz Ihrer Ansicht, mein lieber Pomeroy.“

„Hoffentlich wissen Sie, daß ich nichts weniger als ein Anhänger des Hypnotismus bin,“ fuhr Doktor Pomeroy fort. „Im Gegenteil, die Frage hat mir stets Widerwillen eingeflößt — aber man darf sich auch dem Fortschritte nicht verschließen. Wenn man alt genug wird, erlebt man in der Wissenschaft wie in der Politik sehr unwahrscheinliche Dinge. Das Telephon und der Phonograph sind Wunder, um derentwillen Edison als Zauberer verbrannt worden wäre, wenn er vor hundert Jahren gelebt hätte. . . . Dasselbe würde man vom Hypnotismus sagen können, wenn wirklich etwas daran sein sollte! Ich meinstetils gebe deshalb den alten Köhlerglauben jedoch nicht auf, denn — es mag vielleicht recht albern und dumm sein — aber ich muß es Ihnen gestehen, mein lieber Kollege, ich glaube an einen Gott!“

„Nun, wir wollen sehen, ob Ihr Gott mit Lucie Lorin ist!“ gab Doktor L., der Voltairianer war, zur Antwort.

Dann sagte er Pomeroy, daß sie sich zu dem Untersuchungsrichter begeben müßten, um ihm den eigentümlichen und sehr ernstesten Fall vorzulegen. Nach der Ansicht der beiden Ärzte, welche ehrliche, gewissenhafte Männer waren, befand sich Lucie Lorin, ein fränkliches, nervöses, blutarmes junges Mädchen, unter dem Einflusse eines fremden Willens. Sie beide waren überzeugt, daß man auf gewöhnliche Weise außer den schon oft gehörten Worten: „Ich mußte!“ nichts aus ihr herauslocken würde. Man konnte sie aburteilen und verurteilen, ohne eine andre Erklärung von ihr zu erreichen, und die Ueberführung in eine Strafanstalt würde daran nichts ändern. Die beiden Ärzte, von denen der eine das Gesetz, der andre das



Mitleid vertrat, wollten nun an den Untersuchungsrichter die Bitte stellen, ihnen eine Mitwirkung in der Sache zu gestatten. Was die Polizei nicht zu entdecken vermochte, wurde vielleicht der Medizin offenbar. Dies Gesuch war allerdings ein ungewöhnliches, vielleicht noch nie dagewesenes, denn es handelte sich hier nicht um eine Geistesstörung, sondern um magnetische Einwirkungen, aber das Wohl oder Wehe eines menschlichen Wesens hing davon ab und gleichzeitig vielleicht die Entdeckung des Schuldigen. Der Richter konnte unmöglich nein sagen.

„Und wenn er es dennoch thut?“ fragte Bomeroy.

„Das wird nicht geschehen. Ich bleibe mich sogleich an und wir gehen dann zu ihm.“

Eine Stunde später traten die beiden Ärzte in das Zimmer des Untersuchungsrichters.

\*

\*

\*

Jean Mornas hatte keine Ahnung von dem, was geschah. Trotz seiner Angst und trotz des Schmerzes, den es ihm bereitete, dies Kind, das er aufrichtig lieb hatte, im Gefängnisse zu wissen, tröstete und beruhigte er sich immer wieder mit dem Gedanken: „Sie wird nichts sagen. Man wird nichts aus ihr herausbringen.“

Das war seine Hoffnung, darauf beruhte seine Sicherheit. Lucie blieb stumm, und die Sache konnte keinen andern Verlauf nehmen, als daß man entweder dem jungen Mädchen die Schuld nicht zu beweisen vermochte und die Geschwornen sie freisprachen, oder daß die Wissenschaft sie für geistesgestört und deshalb unzurechnungsfähig erklärte, in welchem Falle sie gar nicht vor die Geschwornen kam.

Aber plötzlich schoß ihm ein neuer Gedanke durch den Kopf. Geistesstörung! . . . Ja — in diesem Falle sperrte man die Unglückliche ins Irrenhaus — in ein Gefängnis, das tausendmal schlimmer war, als jedes andre!

Man schaffte sie nach dem Sankt-Annenhospital, in das Asyl der Geisteskranken — der Wahnsinnigen!

Und er, Mornas, war es, der dies reizende junge Geschöpf in dies Haus des Entsetzens brachte, wo es unter den übrigen Wahnsinnigen wahnsinnig werden mußte!

Jean fühlte, wie es ihn kalt überlief.

„Wenn ich sie frei machen könnte? Aber wie sollte dies geschehen? Es wäre nur möglich, wenn ich mich selbst auslieferte!“

Das war aber gewiß nicht nötig! . . . Lucie wurde ohne

Zweifel freigesprochen — wozu sollte er sich selbst zu Grunde richten? Nein, das Beste war, zu warten. . . .

Freilich, wenn man sie verurteilte! Doch das würde ja nicht geschehen, konnte nicht geschehen — und es wäre ja dann immer noch Zeit genug . . .

Während dieses Zuwartens machte er die aufreibendsten Leibesbewegungen und ermüdete sich durch ungeheure Fußtouren, um sich selbst zu entgehen, sich zu betäuben, seine Gedanken von dem Gegenstande abzulenken, der ihn beängstigte. Seinen Schatz trug er stets auf der Brust mit sich herum, aber auch seine quälende Unruhe, die Unruhe um die Zukunft Luciens.

Er hatte sich, vielleicht in trotziger Brählerei, vielleicht auch von Furcht getrieben, das unheimliche Vergnügen bereitet, in der Menge verloren dem Begräbnisse des Herrn von Berthière in Versailles beizumohnen.

Die Rue St. Médéric war gedrängt voll Menschen gewesen, und man hatte sich um den Sarg des alten Geizhalses im allgewöhnlichsten Klatsch ergangen. Herr von Berthière war wenig beklagt worden und hatte keine gute Nachrede hinterlassen. Neugier allein führte die Leute herbei, und wo der Zug vorüberkam, hörte man nur Bemerkungen wie: „Alter Filz! . . . Er würde ein Ei geschoren haben, hätte gern einen Heller halbiert! . . . Alter Knauser, der den Armen keinen Kreuzer gab. . . . Der hielt seinen Beutel ebenso fest zu, wie seine Thür. . . . Was hatte dieser Mann der Welt genutzt? . . . Wenn es wirklich war, wie man sagte, wenn er das Frauenzimmer, das ihn getötet, verführt hatte, so hatte sie ganz recht gethan! . . . Er war eine alte Kanaille!“ . . .

Mornas hörte das alles, und hätte er überhaupt etwas wie Reue empfunden, so würden diese Grabreden sie ausgelöscht und beschwichtigt haben. Klängen sie nicht genau wie eine Rechtfertigung seines Feldzugsplanes? Er, der junge, kraftvolle, vorwärtstrebende Mensch, er hatte ein unnützes Mitglied der Gesellschaft beseitigt und sich einen Teil seiner todliegenden Kapitalien angeeignet. Entstand der Welt ein Schaden daraus, daß Herr von Berthière jetzt zwischen fünf Brettern und zwei Brettchen, unter einem schwarzen Tuche dalag? Reue, Gewissensbisse? Die empfand Jean Mornas nicht. Er sah dies Begräbniß mit an wie ein Schauspiel. Mit dem Gelde des Toten auf der Brust sagte er sich, daß es ja immer so sei: Der Sieger schmückt sich auf dem Schlachtfelde mit dem, was er dem Besiegten, dem Gefallenen abgenommen. Nichts einfacher.

Und voll kühner oder vielmehr vorsichtiger Verwegenheit suchte er sich in der Menge der Leidtragenden dem Neffen des Herrn von Berthière zu nähern, jenem ehemaligen Studien-genossen, der ihn dem alten Manne als Mitarbeiter an dem gelehrten Werke empfohlen. Es lag ihm daran, von diesem Neffen, sowie von der Dienerschaft des Herrn von Berthière bemerkt zu werden, die vielleicht, wenn sie ihn vermißten, gefragt hätten, warum der „Sekretär des Herrn“ nicht gekommen sei! Der Neffe drückte Jean mit eigentümlicher Lebhaftigkeit die Hand, und Mornaß nahm auf seinen Lippen ein verstoffenes Lächeln wahr, welches eine schlecht verhehlte Freude, die Freude des lachenden Erben verriet. Einige sonstige Verwandte des Herrn von Berthière, welche den Neffen umstanden, verbargen dasselbe Gefühl der Befriedigung, mit größerem oder geringerem Geschick, hinter einer feierlichen Haltung und Miene. „Es wäre ihnen allen sehr ärgerlich, wenn er wiederkäme — ebenso ärgerlich wie mir!“ dachte Mornaß.

Dann erkundigte er sich bei dem Kammerdiener des Hingeschiedenen auf das Umständlichste, wie der Mord, denn ein solcher lag doch wohl vor, vollführt worden sei.

„Mein Gott, ganz einfach,“ gab der Diener, welcher neben Mornaß im Zuge dahinschritt, zur Antwort. Das junge Mädchen kam und sagte, sie habe einen Brief an Herrn von Berthière zu eignen Händen abzugeben. . . . Ich selbst trug den Brief hinein und der Herr sagte mit einem gewissen Eifer: „Ah, ich weiß schon, lassen sie die Botin nur herein . . . und stören sie uns nicht!“ Ich ließ das junge Mädchen, das sehr hübsch war, allein mit Herrn von Berthière . . . wenn der Herr jünger gewesen wäre, würde ich mir meine Gedanken gemacht haben.“ . . .

Der Kammerdiener lächelte, verstummte aber, weil er sich wohl erinnerte, daß er hinter dem Sarge seines Herrn herging.

„Räum fünf oder sechs Minuten später entfernte sich die junge Person,“ fuhr der Mann nach einer kurzen Pause fort. „Ich öffnete ihr selbst die Thür und bemerkte nichts Auffälliges an ihr. Sie hielt sich sehr starr und aufrecht und ging schnell. . . . Gehört hatten wir gar nichts. Als der alte Herr fiel, hatte wohl der Teppich das Geräusch gedämpft, und da wir nicht gerufen wurden, gingen wir auch nicht hinein. Als ich ihn später tot fand — er war auf der Stelle tot gewesen, wie der Arzt sagte — suchte ich nach dem Briefe, den ich hineingetragen . . . ich dachte, man könnte daraus etwas erfahren . . . aber sie hatte ihn mit fortgenommen, und ohne den Zufall auf

dem Bahnhofe . . . Sie wissen, daß Bonnet ein Couvert mit der Adresse: Lucie Vorin fand? . . . hätte man keine Spur von ihr entdeckt. Viel soll man ja auch jetzt noch nicht wissen, obgleich sie hinter Schloß und Riegel sitzt."

Während der Mann erzählte, bewunderte Mornas gewissermaßen als Künstler die wundervolle, zielbewußte Genauigkeit, mit welcher Lucie seinen Eingebungen nachgekommen war. Das meisterhafteste Uhrwerk hätte nicht fehlerloser gehen können. Sie hatte bis auf den kleinsten Punkt gethan, was er ihr aufgegeben. Als sich ihr ein Hindernis entgegengestellt, hatte sie dasselbe beseitigt, selbst auf die Gefahr hin, es zu vernichten. Er konnte sicher sein, daß sie niemals seinen Namen nannte. Niemals! Keine mittelalterliche Tortur würde ihre Lippen entriegeln haben.

Und während Mornas die Gesichter der Neugierigen betrachtete, die auf dem Trottoir der Straßen standen, und auf die Bemerkungen der gleichgültigen Teilnehmer an dem Zuge horchte, fühlte er sein Herz von Spott und frechem Uebermut geschwellt. Er, der, obwohl ohne Absicht, den Tod des Mannes verschuldet, der da zur letzten Ruhestätte gebracht wurde, ging jetzt im Zuge der Leidtragenden und beschämte durch seine Reckheit alle andern hier anwesenden schüchternern, bescheidenern und ehrlichern Heuchler!

Der Sarg war mit so vielen Blumen und Kränzen bedeckt, daß die Trauerfarbe des Bahrtuches fast darunter verschwand. . . . Blumen und Kränze, welche die Kassen gespendet und durch ihre Diener hatten besorgen lassen . . . und während der Zug sich langsam fortbewegte, trug der Wind denen, welche dem Wagen folgten, den Duft von Veilchen und Flieder zu und streute einzelne Blüten auf das Straßenpflaster nieder.

Dem jungen Mann drängte sich in seiner ohnehin ironischen Stimmung nur um so schärfer der Gegensatz dieser Leiche und dieses Blumenschmuckes auf . . . und es schien ihm, als machten sich diese Büschel von Fliederblüten selbst über den alten Geizhals lustig. So viel Blumen auf dem Sarge eines von Selbstsucht ganz durchtränkten Menschen!

"Harpagon bekränzt wie eine Ophelia!" dachte Mornas. "Er wird begraben, wie die junge Tochter eines Mandarin!" Und auf das von ausgefallenen Blüten überstreute Straßenpflaster blickend, fuhr er in seinem Selbstgespräch fort: "Die Blumen weinen, da Menschenaugen es nicht thun."

Erst als der Sarg in die Grube hinabgelassen war, entfernte sich auch Jean Mornas.

## Elftes Kapitel.

Der Schnellzug nach Versailles beförderte in derselben Wagenabteilung fünf Männer und ein junges schwarz gekleidetes Mädchen, welches gleichsam mechanisch jeder Anordnung gehorchte, dem Anschein nach, ohne sich dessen bewußt zu sein, denn ihr Geist schien, wie in irgend einen Traum verloren, in die Ferne zu schweifen. Auf dem Bahnhofe Montparnasse hatten die Bediensteten das junge Mädchen, welches von so vielen, die rote Ordensrosette im Knopfloch tragenden Männern umgeben war, für eine Geisteskranke gehalten, die man nach einer Heilanstalt brachte. Aber der Bahnhofinspektor, den man darum befragte, hatte den Kopf geschüttelt und leise gesagt: „Nein, es ist keine Wahnsinnige. Es ist die Person, welche den alten Herrn ermordet hat, Sie wissen . . . drüben in Versailles.“

Der Untersuchungsrichter hatte eingewilligt, Lucie Lorin in Begleitung des Gerichtsarztes und des Doktor Pomeroy nach der Rue St. Médéric zu bringen. Die beiden andern Herren, welche mit einstiegen, waren der Chef der Sicherheitspolizei und ein Gerichtsschreiber. In der zweiten Wagenklasse desselben Zuges folgten noch zwei Polizeidiener.

Lucie sprach während der Fahrt nicht ein Wort. Sie blickte durch das Fenster hinaus auf die Felder, die Häuser, die noch kahlen Bäume, welche ein heitrer Sonnenschein, unter dem der letzte Schnee hinwegschmolz, vergoldete.

Pomeroy versuchte in ihren kindlichen Zügen die verborgenen Gedanken zu lesen. Wie konnte man ein Wesen mit solchem Madonnengesichtchen im Verdacht eines Verbrechens haben?

Der Chef der Sicherheitspolizei hatte freilich gelacht, als der gute Doktor dies vorhin zu ihm geäußert, und achselzuckend erwidert:

„Man sieht, mein Herr, daß Sie nicht gewöhnt sind, mit Verbrechern umzugehen! Das Gesicht beweist gar nichts! Man würde zuweilen, nur auf ihre unschuldige Miene hin, Leuten das Abendmahl reichen, welche dennoch Vater und Mutter ermordet haben.“

Der Optimismus des guten Doktors erlitt seit einiger Zeit ziemlich niederschmetternde Schläge. Aber er konnte sich nicht helfen, er vermochte nicht an Luciens Schuld zu glauben. Es würde, mußte sich ja bald herausstellen, daß er recht hatte! Pomeroy fühlte das Blut in seinem Hirn sieden und sein Herz

schlug zum Zerspringen, seitdem der Gedanke an die Möglichkeit einer hypnotischen Eingebung, die Vermutung eines vielleicht allein schuldigen Urhebers der That in ihm aufgetaucht war.

Es hatte \*der ganzen Verebfsamkeit, des ganzen wissenschaftlichen Ansehens des Doktors L. bedurft, um die Behörde zu dem Versuche, den man eben machen wollte, zu bestimmen. Der berühmte Arzt hatte es auch durchgesetzt, daß man Lucie Lorin nicht vor die Leiche des Ermordeten stellte. Sie war krank, ihr Schweigen ging aus einer Betäubung des Gehirns, einer Art von Schlassucht hervor. Jede starke Aufregung konnte eine gefährliche Krise hervorrufen — und wozu bedurfte es auch einer solchen Gegenüberstellung, da das junge Mädchen ja mit unbegreiflichem Troß alles zugestand?

Gleichzeitig hatte der Doktor zu gunsten der Angeklagten für sich und Doktor Pomeroy das Recht erbeten, einen wissenschaftlichen Versuch zu machen, von dem sie Entscheidendes erwarteten. Er hatte dringend gebeten, man möge ihnen beiden gestatten, Lucie Lorin nach ihrem Ermessen und unter Anwendung von Mitteln zu befragen, welche sie für geeignet halten würden. War nicht erst kürzlich, in einem vor dem Appellationsgerichtshofe verhandelten Falle, der Oberarzt der Salpetriere, Doktor Boisin, in der Lage gewesen, die Unschuld eines armen Menschen darzuthun, indem er den Beweis geliefert, daß derselbe in somnambülen, d. h. unzurechnungsfähigem Zustande gehandelt und deshalb für die That, deren man ihn bezichtigte, nicht verantwortlich gemacht werden konnte. Und das, was das Appellationsgericht zugegeben, durfte wohl auch ein so geistvoller, aufgeklärter Vertreter der Justiz, wie der Untersuchungsrichter Warnier, erlauben.

Der so angerufene Beamte hatte denn auch eingewilligt.

Doktor Pomeroy befand sich auf der Fahrt nach Versailles in der äußersten Erregung. Es schien ihm, als sei der Versuch, den er heute machen wollte, doch noch eine ganz andre Sache, als die Operation, durch die er Lucie Lorin, als sie an der Bräune erkrankt war, das Leben gerettet hatte. Heute handelte es sich darum, dem Richter die Unschuld einer Angeklagten zu beweisen und eine Seele vom Schmutz rein zu waschen! Der gute Mann zitterte im voraus und zögerte jetzt beinahe, zu unternehmen, was er und Doktor L. zu thun beschlossen hatten.

Und während der ganzen Fahrt fragte er sich, was denn werden solle, wenn das Experiment, allen seinen Hoffnungen entgegen, die Schuld Luciens bestätigte.

„Ja, was würdest du thun, altes Schaf, wenn du das Kind ins Verderben stürztest, anstatt es zu retten?“

Aber nein, sie war ja verloren, ohne Barmherzigkeit verloren, wenn man sie nicht von der Anklage reinigte, wenn man ihren sonderbaren Zustand nicht erklärte. Der Untersuchungsrichter, ein so vorurteilsloser Mann er sein mochte, der Chef der Sicherheitspolizei, der Gerichtsschreiber, die beiden Polizisten waren bereit, darauf zu schwören und ihre Hände dafür ins Feuer zu legen, daß Lucie schuldig sei. Selbst Doktor L. hatte nur sehr bedingten Glauben an ihre Unschuld.

„Es ist möglich, daß sie ohne Bewußtsein gehandelt hat, aber daß sie die That begangen, ist sicher,“ sagte er.

Die beiden Polizeimänner hatten bei der Ankunft in Versailles auf dem Bahnhofe schnell die nötigen Mietwagen in Beschlag genommen und bald war man in der Rue St. Mébéric angelangt.

Der Untersuchungsrichter ließ das Bücherzimmer öffnen, in welchem sich Herr von Berthière zu seinen Lebzeiten meist aufgehalten hatte. Lucie fing an zu zittern, als sie es betrat. Sie schien wie von einem Krampfe durchschüttelt.

„Mut, Mut!“ flüsterte ihr Pomeroy zu.

Das junge Mädchen raffte sich zusammen und stand nun, an eins der Bücherbretter gelehnt, starr und unbeweglich da, während sie die verstörten Augen auf das niedrige Ruhebett richtete, auf welchem an jenem Tage der vertrocknete, abschreckend häßliche alte Herr gelegen hatte.

Es schien ihr, als liege oder vielmehr lehne er noch da und strecke ihr die lange Knochenhand entgegen. Dann suchten ihre Augen unwillkürlich nach der Stelle, wohin er gefallen sein mußte, und sie glaubte dort auf dem weißgestreiften Teppich einen dunklen Fleck zu bemerken.

War das Tinte oder Blut?

Der Untersuchungsrichter setzte sich vor einem kleinen Tische nieder, auf dem er seine Papiere ausbreitete, und der Gerichtsschreiber nahm an dem Tischchen Platz, auf welches Herr von Berthière das Mundstück seines Sprachrohrs, wenn er es nicht benutzte, zu legen pflegte. Gegenwärtig hing dasselbe lang an der Wand herab.

Doktor L. blieb Lucie gegenüber stehen und faßte sie scharf ins Auge, während sich Pomeroy nachdenklich und unruhig das Kinn strich.

Auf der Schwelle standen mit untergeschlagenen Armen, der Befehle ihres Chefs gewärtig, die beiden Polizisten und

sahen sich aufmerksam im Zimmer um, ungefähr so, wie ein Theaterregisseur die Ausstattung der Bühne noch einmal prüfend überblickt, ehe das Stück beginnt.

In dem anstoßenden Salon zeigten sich die neugierigen Gesichter der Diener des Herrn von Berthière, welche lange Hälse machten und den Vorgängen mit Spannung lauschten.

„Dies Zimmer ist Ihnen bekannt?“ fragte nach langem, beklemmenden Schweigen plötzlich der Untersuchungsrichter, indem er sich zu Lucie wendete. Die Frage klang kurz und scharf wie ein Angriff.

„Ja,“ gab das junge Mädchen mit fester Stimme zur Antwort.

„Herr von Berthière lag auf diesem Ruhebette, als Sie eintraten?“

„Ja, er lag da!“

„Und wohin stellten Sie sich? Ja, zeigen Sie uns einmal genau, welchen Platz Sie einnahmen, nachdem Sie eingetreten waren.“

„Ich blieb hier, wo ich mich jetzt befinde, stehen!“ entgegnete Lucie, deren Haltung und Ton nach und nach den früheren Charakter unbeugsamere Entschlossenheit wieder gewannen.

„Erzählen Sie uns, was zwischen Ihnen und Herrn von Berthière vorging, nachdem Sie das Zimmer betreten hatten.“

Die Augen des jungen Mädchens richteten sich mit eigentümlicher Schärfe auf den Untersuchungsrichter, dann trat sie zu dem Ruhebette des Herrn von Berthière und begann, indem sie jedes Wort mit einer entsprechenden Handbewegung begleitete: „Ich ging gerade auf ihn zu. . . . Er hatte den Brief, den ich hereingeschickt, auf den Tisch gelegt, auf welchem der Herr da schreibt. . . . (dabei zeigte sie auf den Gerichtsschreiber) und stellte einige Fragen. Da ich wußte, daß er nicht sehen konnte, kauerte ich mich dort bei den Büchern nieder, um an mich zu nehmen, was ich nehmen sollte. . . . Aber als ich danach suchte, hörte er es. . . . erhob sich und schleppte sich bis zu mir, um zu verhindern, daß ich nahm. . . . was ich suchte. . . . ich wehrte mich und stieß ihn zurück. . . . er fiel und schlug mit dem Kopfe dort an die Ecke. . . . an dieser Stelle hier lag er. . . das ist alles!“

„Das ist alles?“ wiederholte in eisigem Tone der Untersuchungsrichter, indem er die peinliche Pause unterbrach, welche dieser Erzählung folgte. „Sie gestehen also zu, daß Sie hierhergekommen sind, um Herrn von Berthière zu berauben — zu bestehlen?“



„Zu bestehlen?“

Sie erzitterte bei diesem Worte vom Kopfe bis zu den Füßen und ihre Augen nahmen den Ausdruck des Entsetzens an.

„Ich, ihn bestehlen?“ rief sie noch einmal.

„Ja, wenn Sie nicht stehlen wollten, was hatten Sie denn hier zu thun? Was suchten Sie denn hinter jenen Büchern?“

„Ich suchte . . . ich suchte, was ich dort finden sollte . . . was ich mitnehmen sollte!“

„Das heißt Kassenscheine? Man fand bei dem Buche, daß Sie ausgeleert, da auf dem Teppich noch einige Bankbilletts, die Ihnen entfallen waren.“

Der arme Bomeroi litt bei diesem Verhör, welches eine so entschiedene Wendung zum Nachtheile Luciens nahm, vielleicht mehr als diese selbst. Er hatte von ihr eine Erklärung, einen Aufschrei, einen Beweis der Unschuld, irgend einen Lichtstrahl — er wußte vielleicht selbst nicht recht was — erwartet, und nun stand sie da, wie versteinert in einem festen Vorsatze und ließ kein andres Wort fallen, als die alten ewigen Reden, die wie ein Spott klangen: „Fragen Sie mich nach nichts! Ich werde mich nicht verteidigen! Was geschehen, ist geschehen! Ich habe nur gethan, was ich thun mußte!“

Dennoch wurde das Verhör fortgesetzt. Man wollte von ihr wissen, was aus den Bankscheinen, die sie mitgenommen, geworden sei. Die Antwort lautete: „Die sind an einem Orte, wo niemand sie finden wird. Der alte Herr hatte sie gestohlen; ich habe sie ihm wieder abgenommen!“

Und wohin war der Brief gekommen, dessen sie sich bedient, um bei Herrn von Berthière Zutritt zu erlangen?

„Ah, den habe ich ebenfalls wieder mitgenommen. Zu Hause habe ich ihn dann zerrissen und verbrannt, wie mir befohlen war.“

„Und was stand in diesem Briefe?“

„Das werde ich nicht sagen. Ich weiß es auch selbst nicht.“

Der Untersuchungsrichter und der Chef der Sicherheitspolizei sahen einander an, wie um sich gegenseitig zu fragen, was man von dieser hartnäckigen Selbstbeschuldigung denken sollte. Man hatte es da offenbar mit einer fixen Idee zu thun. Der Gerichtsschreiber schrieb gleich einer Maschine ruhig und fast ohne den Kopf zu erheben an seinem Protokolle weiter.

Jetzt aber, mit dem plötzlichen Entschlusse eines sonst

schüchternen Mannes, trat Pomeroy auf den Untersuchungsrichter zu: „Verzeihung . . . ich bitte, lassen Sie mich einige Fragen stellen . . . ich ersuche Sie inständigst darum!“ sagte er, und nachdem er die gewünschte Erlaubnis erhalten, wandte er sich zu Lucie, die noch immer unbeweglich da stand, faßte sie bei beiden Händen und blickte sie scharf an.

„Mir wirst du es sagen, Kind, nicht wahr? Mir wirst du es sagen? . . .“ bat er.

„Was soll ich Ihnen sagen?“ lautete die in nervösem Tone hervorgestoßene Gegenfrage.

„Die Wahrheit, mein armes Mädchen, die Wahrheit!“

„Die Wahrheit? . . . Ich habe die Wahrheit gesagt.“

Dabei versuchte sie ihre Hände loszumachen und wandte das Gesicht ab, als ob sie, die sich vor dem Richter so entschlossen gezeigt, jetzt vor dem Doktor Angst hätte.

Doktor E. verfolgte mit Interesse diese Art von moralischem Zweikampf, der sich seit dem Eingreifen Pomeroy's zwischen dem alten Arzte und dem jungen Mädchen abspielte.

Lucie hatte Furcht vor dem durchdringenden Blicke Pomeroy's und ihre blauen, sonst so sanften, ehrlichen, jetzt verstörten Augen suchten den seinigen auszuweichen, als ob sie besorgte, die Augensterne des alten Mannes könnten in ihr Innerstes eindringen und das häßliche Geheimnis ans Tageslicht ziehen, wie man den Leichnam eines im Wasser Ertrunkenen ans Licht zieht. Sie wollte nicht, daß Pomeroy sie ansähe und befragte — während er im Gegenteil danach strebte und keinen eifrigeren Wunsch hegte, als ihr tief in die Seele zu blicken, und sogar aus ihrem jetzigen Widerstreben und ihrem Schrecken die Hoffnung schöpfte, auf diesem Wege etwas zu ihrer Rettung thun zu können.

„Sieh mich an! Sieh mich an!“ befahl der sonst so sanfte Greis, indem er sie beinahe rauh und mit Gewalt dazu zwang, seinen Augen standzuhalten.

Pomeroy war in einer Weise aufgeregt, wie er es nur selten im Leben gewesen. Als er das erste Mal in der Anatomie einen Kadaver berührt und das Messer in die erstarrten Muskeln desselben eingesenkt, hatte er sich einer Ohnmacht nahe gefühlt — jetzt, während er Lucien's erkaltende Hände in den seinigen hielt, lief ihm ein ähnlicher Schauer über den Körper.

Aber gleichgültig, was er dabei empfand, der Versuch, über den er sich mit seinem Kollegen geeinigt, mußte gemacht werden, mußte nicht nur gemacht werden, sondern auch gelingen!

Er hatte endlich das junge Mädchen dazu gebracht, aufrecht und mit ihm zugewandtem Gesicht stehen zu bleiben, und blickte sie nun fest und mit dem bestimmten Vorsatze an, sie seinem Willen zu unterwerfen. Er fühlte, daß er sie bereits halb beherrschte, daß sein Wille anfang, den Widerstand ihres Hirns und ihres jungen nervösen Körpers zu besiegen.

Es war so still im Zimmer, daß man eine Nadel hätte fallen hören, und die mit der gespanntesten Aufmerksamkeit alle Vorgänge beobachtenden Männer vernahmen in dieser Stille deutlich die schweren Atemzüge des jungen Mädchens.

Der arme Pomeroy nahm alle seine Energie zusammen, rief sich alle Hoffnungen ins Gedächtnis, die er auf eine neue Wissenschaft setzte, an welche er doch nur halb glaubte. Er versuchte, ein gebieterisches „Ich will!“ mit der ganzen Kraft seines Wesens in Luciens blaue, angstvolle Augen hinüberströmen zu lassen und schämte sich heimlich dieses Thuns. Er konnte sich der Empfindung nicht erwehren, daß er einen Gewaltakt an dem armen Geschöpf begehe, indem er es seinem Willen unterwarf. Dennoch merkte er bald, daß Lucie, obgleich noch wach und bei Bewußtsein, anfang in diesem Kampfe zwischen Willen und Materie zu unterliegen und nach und nach in den Zustand übergang, den er herbeiwünschte. Plötzlich ließ sie den Kopf auf die linke Schulter sinken und schloß die Augen.

„Der Starrkrampf ist eingetreten,“ sagte Doktor L.

Nun ließ Pomeroy Luciens Hände los, sie blieb starr und steif, wie versteinert stehen.

Er hob ihre Augendeckel in die Höhe, die Pupillen waren erweitert und starr.

„Man könnte ihr jetzt ein Licht dicht vor die Hornhaut halten, sie würde nicht mit den Wimpern zucken!“ sagte Doktor L.

Der Untersuchungsrichter sah alles dies mit an, wie die Aufführung eines Theaterstückes; die an der Thür stehenden Polizisten verbargen unter ihren Schnurrbärten ein zweifelndes Lächeln.

Pomeroy führte Lucie, fast ohne sie zu berühren, aus dem Starrkrampfe in die weiteren hypnotischen Stadien über. Der Schlafsucht folgte der somnambule Zustand, und in dieser für seine Zwecke entscheidenden Phase forderte er plötzlich im Tone des Herrn und Meisters von diesem, seinem Willen unterworfenen Wesen, welches er (war es denn wirklich möglich?) nach seinem Gefallen umstimmen, ummodelln konnte, die Auf-

klärung des Geheimnisses — als habe er die Berechtigung, in ihren innersten Gedanken zu lesen, wie in einem offenen Buche.

Er, Pomeroy, der bei dem Worte: hypnotische Eingebung bisher unglaublich gelächelt, benutzte jetzt diese geheimnisvolle Kraft — oder versuchte es wenigstens, sie zu benutzen — um etwas Verborgenes zu entdecken und das furchtbare X, das den Richtern hier vorlag, aufzuklären. „Ein Verbrechen war begangen worden; wer war der Urheber?“

„Lucie,“ begann der alte Doktor, dessen Stimme ein wenig bebte, „Lucie, höre mich an. Du bist hier in dem Zimmer des Herrn von Berthière. Du erkennst es — nicht wahr?“

„Ja,“ antwortete das junge Mädchen, deren starre, tote Augen das, was sie wirklich umgab, nicht wahrzunehmen vermochten. Wie in einem Zauberspiegel stellten sich ihr die Dinge so dar, wie sie dieselben bei ihrem ersten Hineinsehen.

„Du bist hierher gekommen, um Herrn von Berthière zu sprechen?“

„Ja,“ lautete die mit dumpfer Stimme gegebene Antwort.

„Wer hat dich geschickt?“

„Wer mich geschickt hat?“

„Ja.“

„Niemand!“

„Besinne Dich!“ sagte Pomeroy. „Du kannst nicht aus eigenem Antriebe hierher gekommen sein. Es ist unmöglich. Denke nach!“

„Gehen Sie zum Befehl über,“ sagte Doktor L.

„Sprich, ich will es!“ rief Pomeroy, seiner noch immer unsichern Stimme einen befehlenden Ton gebend. „Du bist nicht selbst auf den Gedanken gekommen, nach Versailles zu fahren!“

„Nein!“ gab sie zur Antwort.

Die Augen des Untersuchungsrichters funkelten vor Ungeduld.

„Wer hat dir geheißen, hierher zu gehen?“

„Wer mir es geheißen hat?“

„Ja.“

Offenbar im Kampfe mit sich selbst, zögerte sie mit der Antwort. Es war, als ob die erste Eingebung auch in dem jetzigen somnambülen Zustande noch ihr Recht behauptete. Das Gewissen des jungen Mädchens sträubte sich selbst noch im hypnotischen Schlafe, die früher empfangenen Befehle zu verraten.

„Man muß eine neue Suggestion an die Stelle der frühern treten lassen,“ bemerkte der Gerichtsarzt.

„Soll geschehen!“ sagte Pomeroy beinahe heftig.

Es war dem guten Manne warm geworden. Er fühlte, daß alles, woran er bis jetzt festgehalten, über den Haufen fiel, und er fragte sich ernstlich, ob er noch in der Wirklichkeit lebe. Dies Zimmer, diese Menschen und er, er selbst, der sich mit magnetischen Versuchen an Lucie beschäftigte, alles dies schien ihm in weiter Ferne zu liegen oder von den Nebelschleiern eines Traumes umgeben zu sein.

Nur eins trat aus dem Chaos wie ein Licht hervor, das ihn leitete und führte: Er mußte Lucie zum Sprechen bringen, mußte ihr das Geheimnis entreißen, ihr den Namen des Schuldigen entlocken!

„Lucie,“ begann er jetzt mit einer Stimme, die nichts mehr von der frühern Unentschlossenheit verriet, „merke auf. Du bist jetzt nicht mehr in Versailles . . . sondern in Paris . . . in Paris . . . hörst du?“

„In Paris?“

„Ja, du befindest dich in deinem Stübchen in der Rue Audran. Du willst eben nach Versailles fahren und kleidest dich dazu an. Was denkst du dabei?“

Das blasse, starre Mädchen gab keine Antwort.

„Was denkst du?“ wiederholte Pomeroy.

„Was ich denke?“

Sie wiederholte die Fragen allem Anschein nach nicht so wohl, um eine Antwort darauf zu suchen, als in dem vielleicht unbewußten Bemühen, Zeit zu gewinnen, als ob sie sich in diesem Kampfe eines Willens gegen den andern nach einem Auswege umsähe oder an die Flucht dächte.

„Ja,“ wiederholte der gute Pomeroy, genau auf den einen Punkt hinsteuern, den er aufzuklären wünschte. „Du denkst, ehe du nach Versailles abfährst, an das, was du dort thun sollst. . . . Du weißt, daß du Herrn von Berthière auffuchen wirst?“

„Ja.“

„Warum und wozu willst du Herrn von Berthière auffuchen?“

„Weil ich muß!“

„Du kennst Herrn von Berthière?“

„Ich habe ihn nie gesehen.“

„Niemals?“

„Niemals!“

„Du hast also keinen Grund, ihm Böses zu wünschen oder zuzufügen?“

„Ich, ihm Böses wünschen? Herr von Berthière hat mir ja niemals etwas gethan!“

„Warum hast du ihn also zu Boden geworfen?“

„Ich wollte ihn nicht zu Boden werfen. Ich wollte nur die Papiere nehmen, die in dem Atlas waren.“

„In welchem Atlas?“

„Der hinter den Büchern steckte!“

Der Chef der Sicherheitspolizei machte den Untersuchungsrichter auf die in Unordnung gebrachten Bände des Verifikons aufmerksam, hinter denen Lucie den Atlas gesucht und gefunden hatte.

„Woher weißt du, daß sich Bankscheine in diesem Atlas befinden?“

„Ich weiß es eben.“

„Wer hat es dir gesagt?“

„Jrgend jemand.“

„Wer?“

„Nun . . . dieselbe Person, die mir auch den Brief an Herrn von Berthière gegeben.“

„Die Person? Ist's ein Mann oder eine Frau?“

Die Anwesenden ließen das Gesicht Luciens keinen Moment aus den Augen.

Der Untersuchungsrichter flüsterte dem Chef der Sicherheitspolizei, welcher ruhiger und weniger verblüfft schien, ziemlich hörbar zu: „Wirklich erstaunlich!“

„Ist's ein Mann oder eine Frau?“ wiederholte Pomeroy, da die Frage ohne Antwort geblieben war.

Eine Art Krampf ging über das Antlitz des jungen Mädchens, deren Stirn sich faltete und deren Augen plötzlich einen fast drohenden Ausdruck bekamen.

„Ein Mann!“ stieß sie dann heftig hervor.

„Weiter . . . laß uns weiter sehen!“ sagte der Doktor.

„Wozu hatte der Mann dir den Brief eingehändigt?“

„Wozu? Wozu?“ rief Lucie, ohne eine klare Antwort zu geben, während ihre Mienen abermals den Ausdruck eines beinahe wilden Trokes annahmen.

Jrgend etwas, ein Rest von Willen — von mißleitetem, noch in der ersten Suggestion befangenem Willen — bäumte sich in dem Kinde auf.

Und wieder nahm Pomeroy alle seine Kraft zusammen. Lucie sollte vor den hier versammelten Personen noch einmal

die That begehen, deren Schauplatz dies Gemach gewesen. Sie trat noch einmal durch die Thür herein, zögerte einen Augenblick, schaute nach dem Ruhebett hin, als ob der Hingeschiedene noch dort liege, trat dann vorwärts, überreichte den Brief, und während der in der Einbildung hier vorhandene Herr von Berthiere denselben aufbrach, kniete sie an der bezeichneten Stelle des Bücherbrettes nieder, zog den Atlas hervor, durchblätterte ihn, nahm die unsichtbaren Banknoten heraus, steckte dieselben in ihre Taschen, drehte sich dann plötzlich mit erschrockenem Gesicht um — sie schien die knöcherne Hand des Greises wieder auf ihrer Schulter zu fühlen — und stieß das Gespenst mit einer Miene des Entsetzens und Grauens zurück. Dann bemächtigte sie sich mit raschem Griffe des Briefes von Mornas, mit dessen Hilfe sie sich Eingang verschafft, warf noch einen letzten entsetzten Blick auf den Leichnam, der nur noch in ihrer von Pomeroy beherrschten Einbildung vorhanden war, aber nach des Doktors Willen wie in Wirklichkeit, blutend, schrecklich vor ihr lag — dann eilte sie nach der Thür.

„Und nun,“ sagte Pomeroy, dessen Herz schlug wie eine im vollen Schwunge befindliche Glocke, während die Uebrigen, den Atem anhaltend, in starrem Erstaunen zusahen — „und nun, wohin gehst du jetzt? Mache dich auf den Weg! Vorwärts!“

Wirklich fing Lucie an, durch das Gemach zu laufen, als ob sie sich flüchte. Sie eilte nach dem Bahnhofe, nahm ein Fahrillet und setzte sich auf einen Stuhl, als ob es die Bank des Eisenbahncoupees sei. Dann, als sie den Zug in Paris angekommen wähnte, stieg sie aus, fing wieder an zu gehen und ging und ging . . . lange, lange. Die Wände des Zimmers, das sie gar nicht verlassen hatte, erschienen ihr wie die hohen Häuser einer Straße, sie spähte nach den Nummern und Schildern — plötzlich blieb sie stehen, sah sich um, zauderte noch einen Augenblick und trat dann in ein Haus . . .

„Wo bist du jetzt?“ fragte der Doktor.

„Wo ich bin?“

„Ja, wo du bist.“

Es war noch immer dasselbe vorsichtige Zögern, derselbe hartnäckige Widerstand.

„Ich bin in der Rue Racine,“ sagte sie endlich.

„Sie ist im Geiste, in der Phantasie wirklich dort!“ murmelte Doktor L.

Der Untersuchungsrichter gab dem Gerichtsschreiber einen Wink, welchen dieser mit einem Lächeln beantwortete, das ungefähr sagte: „Ist schon protokolliert.“

„Demnach wahrscheinlich ein Student!“ flüsterte der Chef der Sicherheitspolizei.

„Rue Racine? Welche Nummer?“ fragte Pomeroy.

„Nummer?“ fragte sie, als ob sie sich zu erinnern suchte.

„Die Nummer weiß ich nicht. Wirklich, ich weiß sie nicht.“

„Befinne dich, denke nach!“

Der trogige Ausdruck kehrte wieder in ihr Gesicht zurück.

„Wenn ich Ihnen doch sage, daß ich es nicht weiß!“

„Stehen Sie ab, lieber Kollege,“ sagte der Gerichtsarzt.

„Ich fürchte, daß, wenn Sie länger in sie dringen, Krämpfe eintreten könnten. . . .“

Hier mischte sich der Untersuchungsrichter ein. Er war rot vor Aufregung und sah aus, als wolle er einen wirren Traum abschütteln.

„Sie schläft also?“ fragte er rauh.

„Nein, sie befindet sich in somnambülem Zustande.“

„Sieht aus wie Schwindel! Sind Sie überzeugt, daß sie uns keine Komödie vorspielt?“

„Befehlen Sie ihr, nach der Thür zu gehen,“ sagte der Gerichtsarzt zu Pomeroy.

„Geh nach der Thür!“ rief dieser.

Sie gehorchte und legte die wenigen Schritte in der starren Haltung zurück, welche sie noch nicht aufgegeben hatte.

„Und nun,“ wendete sich der Gerichtsarzt zu den beiden Polizeileuten, welche die Schwelle bewachten, „nun packen Sie Lucie Lorin bei den Handgelenken. Halten Sie so fest, wie Sie nur können. . . .“

„Keine Sorge!“ entgegnete einer der Männer. „'s sollte mich Wunder nehmen, wenn sie sich rühren könnte.“

„Gut. . . . Und nun, lieber Kollege, befehlen Sie ihr, hierher zu kommen.“

Die beiden Polizisten umschlossen mit ihren knorrigen Fäusten die zarten Handgelenke des armen Mädchens, das zwischen den beiden robusten, breitschultrigen Männern mit den bärtigen Wangen aussah, wie ein schwächliches Kind.

„Lucie,“ rief Pomeroy, „komm hierher, Lucie!“

Er hatte dabei die Hand erhoben, und plötzlich, mit der unwiderstehlichen Schnellkraft einer aus Stahl gearbeiteten Maschine hatte das junge, schwache Geschöpf die robusten Haltfeste zu beiden Seiten von sich geschleudert. Der eine versuchte, während er seinen Hut vom Boden aufnahm, zu lachen, der andre blickte mit einem unverhohlenen Ausdrucke von Furcht und Entsetzen in dem bärtigen Gesichte dem jungen Mädchen



nach, das jetzt, von einer unsichtbaren Gewalt angezogen und bezwungen, vor dem alten Arzte stand, der sich selbst des Schreckens nicht erwehren konnte.

„Wir müssen den Namen erfahren — fragen Sie nach dem Namen des Menschen! . . .“ rief der Untersuchungsrichter, auf welchen der Vorgang einen ungeheuren Eindruck gemacht hatte.

„Ja, bestehen Sie auf dem Namen!“ stimmte der Chef der Sicherheitspolizei bei.

Pomeroy ergriff noch einmal Luciens Hände, umschloß sie mit nervösem Druck und senkte seine Augen mit festem Blicke tief in die ihrigen.

„Und nun, Lucie, sage mir, wer dich hierher geschickt hat? Auf wessen Befehl hast du gehandelt? Wer hat dir den Rat gegeben? Auf wessen Antrieb bist du hierher gekommen? Wer gab dir den Brief für Herrn von Berthière! Wer? Sprich!“ befahl er.

Ihr Widerstreben gegen seinen Einfluß dauerte fort. Der Befehl, den sie in der ersten Suggestion empfangen, wurde durch das jetzige Geheiß nicht außer Kraft gesetzt.

„Besinne dich! Oder vielmehr antworte!“ rief Doktor Pomeroy. „Ich will, daß du Antwort gibst. Hörst du, ich will es! Du kennst den Mann, der dich hierher geschickt hat, du siehst ihn in diesem Augenblicke — er steht vor dir. . . . Sage mir seinen Namen! Seinen Namen! Seinen Namen! Ich will es! . . .“

Aber plötzlich hielt er erschrocken inne.

Lucie, durch den innern Kampf geistig gefoltert, sank rückwärts, und wenn Pomeroy nicht alle Kräfte aufgeboten hätte, um sie an den Händen festzuhalten, würde sie, wie vom Blitze getroffen, der Länge nach auf den Teppich niedergestürzt sein.

Doktor L. eilte dem armen Geschöpfe zu Hilfe, die beiden Polizisten faßten sie um die Taille und der Untersuchungsrichter wechselte einen seltsamen Blick mit dem Chef der Sicherheitsbehörde.

Lucie, von den heftigsten Krämpfen geschüttelt und hin- und hergeworfen, hielt die Arme über die Brust gekreuzt und die aufgelösten Strähnen ihres blonden Haares flogen um ihr blasses, verzerrtes Kindergesichtchen.

„Wir haben die Saiten etwas zu straff angezogen, mein lieber Kollege,“ sagte Doktor L. „Da haben wir nun die schönsten hysterischen Krämpfe. Aber es macht nichts. Was wir heute nicht erfahren haben, werden wir morgen herausbringen.“

Und während er ein Fläschchen mit Aether zur Hand nahm, um es Lucie unter die Nase zu halten, fuhr er, zu dem sehr rot und erregt aussehenden Untersuchungsrichter gewendet, fort: „Sie sehen, die Frage: Wo ist die Frau? ist doch nicht überall am Plage. Wenn ein Verbrechen von weiblicher Hand begangen wurde, hat man zu fragen: Wo ist der Mann?“

## Zwölftes Kapitel.

Am andern Tage führte der Zufall Jean Mornas auf der Straße mit Doktor Pomeroy zusammen. Zu jeder andern Zeit würde Jean dem alten Herrn, der ihm sehr unbedeutend und mit seinem Idealismus und seiner Tugend sehr langweilig vorkam, ausgewichen sein. Er liebte, wie er oft sagte, die Tugendhelden nicht; diesmal aber hörte er dem alten Arzt, der ihn erkannte und anredete, mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Pomeroy erinnerte sich plötzlich, den jungen Mann bei Frau Lorins Leichenbegängnisse gesehen zu haben, und wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, bemächtigte er sich seines Armes.

„Gut, daß ich Sie treffe — Sie können mir vielleicht einige Aufschlüsse geben! . . . Haben Sie Lucie Lorin seit dem Tode ihrer Mutter oft gesehen?“ fragte er eifrig.

Jean warf einen Blick auf das ehrliche, offene Gesicht des Doktors, um sich zu vergewissern, daß die Frage keine ihm gestellte Falle sei.

„Nein,“ entgegnete er dann bestimmt, „ich habe sie nicht wiedergesehen, oder bin ihr doch nur höchst selten und ganz zufällig begegnet, so wie ich Ihnen heute begegne.“ . . .

„Das ist schade . . . sehr schade!“ sagte Pomeroy. „Sie können mir also auch keine Auskunft über ihren Umgang geben. Sie wissen, welche Anschuldigung auf dem armen Mädchen lastet?“

„Ja,“ gab Mornas zur Antwort.

Er fühlte, daß er zu Eis erstarrte. Sein Herz war wie in einem Schraubstocke.

„In meinen Augen,“ fuhr der Doktor fort, während er neben dem jungen Manne weiterschritt, „in meinen Augen ist sie unschuldig. Aber der Beweis ist sehr schwer zu führen. Das arme, arme Kind!“

Und mit dem naiven Zutrauen, das er zu allen Menschen hatte, erzählte er Jean Mornas, welche Versuche er gestern

gemacht: die Fahrt nach Versailles und die Befragung Luciens im hypnotischen Zustande.

Mornas blieb plötzlich stehen.

Der Doktor sah ihn erstaunt an; der Gesichtsausdruck des jungen Mannes fiel ihm auf. Aber Mornas bemeisterte seine Aufregung mit einem gewaltsamen Ruck, und als Pomeroy ihn fragte: „Um's Himmels willen, was haben Sie denn?“ war er im Stande, zu antworten: „Nichts! Ich bewundere nur Ihren Einfall . . . Ihr Verfahren. Die hypnotische Eingebung durch eine hypnotische Eingebung zu besiegen, das ist ein wundervoller Gedanke.“ Und mit einem Versuche, zu lachen, setzte er hinzu: „Das ist hypnotische Homöopathie.“

„Soll es auch sein! Gerade dieser Gedanke leitete mich . . . und wenn wir gestern nichts erreichten, so wird uns die Lösung mit Sicherheit in den nächsten Tagen gelingen. Aber die Sache ist verblüffend. Daß man auf diese Weise den Schlüssel zu einer Seele in den Händen haben soll! . . . Und ich, der ich nicht daran glaubte und diese Wissenschaft als Schwindel betrachtete und behandelte!“ . . .

„Und wie geht es Lucie Lorin?“ fragte Mornas mit trockenen Lippen.

„Sie ist heute sehr krank . . . befindet sich wie in einer schlafsuchtigen Betäubung. Mein Kollege fürchtet gefährliche Folgen, wenn wir jetzt weiter in sie dringen. Wir müssen ihr Zeit lassen, sich zu erholen, damit wir dem schwächlichen Körper nicht zu viel zumuten . . . aber in vier bis fünf Tagen — wenn möglich, noch eher — werden wir den Versuch wiederholen . . . und werden hinter das Geheimnis kommen. Das arme Ding wird freilich viel zu leiden haben! . . . Die Erschütterung rief Nervenkrämpfe der schlimmsten Art hervor. . . . Aber die werden sich kurieren lassen. Die Anklage, unter der sie stand und unglücklicherweise noch steht, ist etwas viel Schrecklicheres. Aber bitte, sprechen Sie kein Wort von alledem . . . zu keinem Menschen! Wenn ich Ihnen diese Mitteilungen machte, so geschah es, weil ich weiß, daß Sie sich für die beiden armen Frauen interessierten. Die Tote . . . die Mutter . . . ist jetzt die Glücklichere zu nennen!“

Jean hatte sich an die Mauerecke gelehnt, an welcher er stehen geblieben war. Er betrachtete Pomeroy, seinen weißen Kopf, sein gutmütiges Gesicht und fragte sich, wie in diesem Haupte ein dem seinen gleicher Gedanke entstehen und reifen konnte? Ein Gedanke, welcher sich wie eine Todesgefahr feindlich zwischen ihm und dem Erfolge erhob!

Er versuchte, dem guten Manne zu seinem Scharfblicke und zu seinem mutigen Vorgehen Glück zu wünschen. Dann sprach er von Lucie. Es setzte ihn gar nicht in Erstaunen, daß sie in Krämpfe verfallen. Sie war immer sehr nervös . . . eine Sensitive gewesen. Plötzlich aber brach er ab, denn er fürchtete, zu viel zu sagen und dem Manne der Wissenschaft zu verraten, welche Beobachtungen er über die Nervosität und Empfänglichkeit des jungen Mädchens gemacht. Damit hätte er sich selbst bloßgestellt, sich selbst als Urheber des Verbrechens bezeichnet. Um das Gespräch abzubrechen, verabschiedete er sich von dem alten Pomeroy.

Der Doktor gab ihm die Hand.

„Wollen Sie mich nicht bis zum Justizpalaste begleiten?“ fragte er.

„Nein,“ entgegnete Mornaß. „Ich habe leider keine Zeit . . . habe noch einige Gänge zu besorgen . . . einige Besuche zu machen. . . .“

So trennten sie sich. Der alte Herr eilte mit dem ihm eigentümlichen jugendlich-elastischen Schritte weiter.

Mornaß blieb unbeweglich stehen. Er hielt den Blick gleichsam mechanisch auf einen Schutzmann gerichtet, der in der Nähe auf Posten stand.

„So wäre denn alles zu Ende . . .“ sagte er sich wieder und wieder. „Alles zu Ende! Mit Hilfe der hypnotischen Eingebung werden sie alles erfahren! . . . Lucie wird ihnen gehorchen, wie sie mir gehorcht hat. . . . Sie wird ihnen meinen Namen nennen . . . und dann, mein lieber Mornaß, bist du verloren . . . verloren!“

Verloren? Zweifellos. Er erinnerte sich mit einem kalten Schauer an des Doktors Wort: daß er „den Schlüssel zu einer Seele“ in den Händen habe. In vier oder fünf Tagen würde man den Namen des Schuldigen — seinen Namen! — kennen . . . würde einen Haftbefehl gegen ihn erlassen. Es schien Jean, als hörte er das Geräusch der Feder, mit der man seinen Namen auf das amtliche Papier schrieb.

Er konnte fliehen! Natürlich! . . . Doch wohin sollte er gehen? Zuerst dachte er an seine Heimat. Er wollte — er wußte selbst nicht warum — vor allem seine „Alten“ wiedersehen und umarmen. „Noch so ein bißchen alter Sauerteig aus der Vergangenheit!“ sagte er sich. Von dort konnte er, über Villefranche, nach Italien gehen. Es schien ihm schon gar nicht mehr so feig und schlecht, Lucie im Stiche zu lassen. Sie war ja kaum noch in Gefahr — sicherlich erfuhr man

durch sie selbst, daß sie nicht schuldig war. Einfaltspinsel! Wie hatte er außer acht lassen können, daß die Hypnotisierte ein williges Instrument für jeden ist und ebensogut zum Schanden wie zum Nutzen dienen kann. Der Tod des Herrn von Berthière hatte alle seine Pläne zu nichte gemacht. Jean wollte den Mandarin nur plündern . . . derselbe war getötet worden. . . Der Mord hatte alles verdorben. . .

Wie dem aber auch immer sein mochte . . . er war verloren . . . war verloren, wenn er nicht verschwand, wenn es ihm nicht gelang, über die Grenze zu kommen, ehe der gute, alte Toffel Bomeroz weitere Versuche machte.

Hier galt kein Zaudern . . . er durfte keine Stunde Zeit verlieren. So eilte er denn nach der Rue Racine, bezahlte seine Rechnung, ohne zu sagen, daß er verreisen wollte, packte nur einige Kleider zusammen, verbarg sein Geld, sein geraubtes, gestohlenen Geld, unter dem zugeknöpften Rocke und nahm für den Nachtzug eine Fahrkarte nach Nizza.

Während er, das Gesicht gegen das Wagenfenster gedrückt, aus Paris hinausdampfte, suchte er mit glühenden Augen die Dunkelheit zu durchdringen, um noch einmal etwas von der Stadt zu sehen, die er für lange — vielleicht für immer — verließ und in der er eine Rolle hatte spielen wollen.

„Abgeordneter von Paris! Mein Traum! . . . Wie fern bist du mir gerückt!“

Heute handelte es sich nur einfach darum, der Hand der strafenden Gerechtigkeit zu entgehen.

Mornas fühlte sich von zornigen, bitteren Gedanken gepackt und geschüttelt. Seine Sache nahm eine schlechte Wendung. Vielleicht sah er die Stadt nicht wieder, die von so unnahbarer Sprödigkeit gegen die Dürftigen ist, zu denen er noch gestern gehört, und eine so willige Courtesane für die, welche sie bezahlen! . . . Und gerade jetzt, da er sie bezahlen konnte, mußte er sie verlassen! . . . Welche wollüstigen Reize lagen dort in dem dunkeln, nur von einzelnen roten Lichtern unterbrochenen Nebel verborgen! . . . Bah! Dergleichen findet man überall! Aber die Liebe, die Leidenschaft, welche sich dem Menschen gegen seinen Wunsch und Willen ins Herz schleicht, die Liebe, welche thörichterweise — das brachte ihn um seine Fassung. Jean Mornas hegte für Lucie, jenes tiefe, dumme Gefühl, das man Liebe nennt . . . und wo fand er diese Liebe wieder?

„Ich liebe das arme Mädchen, liebe sie wirklich!“ sagte er sich und die Empfindung wurde mit jeder Umdrehung der Räder, die ihn weiter von ihr entfernte, eine schmerzlichere.

Wäre er sich dessen früher so klar bewußt gewesen, er wäre nicht fortgegangen, sondern hätte ihr Schicksal geteilt. Er hätte heute nachmittag zu Pomeroy gesagt: „Quälen Sie Lucie nicht mehr, fragen und forschen Sie nicht weiter — ich bin der Schuldige!“ Das wäre freilich sehr lächerlich gewesen. Man mißt doch nicht in so unbesonnener Weise die Flinte ins Korn, solange noch etwas zu retten ist.

Mornas faßte seine Mitreisenden ins Auge: eine alternde Schauspielerin, welche ihr Glück in Nizza versuchen wollte; ein dicker Bankier, der bereits unter seiner Pelzmütze schnarchte, und ein junges Ehepaar, welches Hand in Hand da saß, sie, den Kopf an seine Schulter lehrend, er, mit ausdrucksloser Miene, vielleicht gelangweilt, zu den Gepäckknezen des Waggons emporblickend. Wie viel Schmerz, Leid und Schlechtigkeit verbarg sich wohl hinter diesen landläufigen Erscheinungen? Hatten sie wohl eine Ahnung, daß er nicht um Wärme und Sonnenschein aufzusuchen, gen Süden eilte, sondern sich auf der Flucht befand?

Er konnte nicht schlafen, sondern sah das graue Morgenlicht mit wachen Augen am Winterhimmel emporsteigen, und während der darauffolgenden Stunden wälzte er in seinem Kopfe Pläne, die durch ein Gespräch zwischen der alten Schauspielerin und dem Bankier, das er zufällig am Büffett mit angehört hatte, heraufbeschworen waren.

„Sie gehen nach Monaco, Madame?“

Sie hatte lachend erwidert: „Notgedrungen. Mein Arzt hat mir die Luft des Südens verordnet, um mich zu erholen.“

Diese Rede hatte Mornas auf einen Gedanken gebracht, der ihn nicht wieder verließ. Monaco! Dort war eine Spielbank! An einem einzigen Abend konnte er dort seinen Besitz verdoppeln, verfünffachen. Wieviel betrug denn die Summe, die er bei sich hatte? Siebenunddreißigtausend Franken, die schon nicht mehr voll waren. Ein Nichts! Eine elende Kleinigkeit! Allerdings ließ sich mit der Summe etwas ausrichten. Sie genügte immerhin, ein Wahlkomitee zu bezahlen, dahin war anfänglich sein Streben gegangen, und damit wäre ein vorbereitender Schritt für die Zukunft geschehen — aber jetzt, da er in Frankreich den Boden verloren, da er fürchten mußte, vielleicht schon morgen angeklagt und verfolgt zu werden, was konnte ihm das jetzt nützen? Nichts, nichts und noch einmal nichts!

Warum sollte er also nicht versuchen, die Summe zu verzehnfachen?

Sollte er das am Spieltische thun?

Wo anders als am Spieltische!

Er lachte in sich hinein.

„Unglück in der Liebe, Glück im Spiel!“

Dabei dachte er wieder an Lucie, die er vielleicht nie, nie wiedersehen sollte . . .

Aber warum denn nicht?

War er einmal reich, so ging er irgend wohin, nach Aegypten, nach Indien, nach irgend einem Orte der Welt, wo man bei dem großen Zusammenfluß zweideutiger Persönlichkeiten, unter den Schiffbrüchigen aller Nationen, den Besiegten auf allen Gebieten: in Geldsachen, in der Liebe wie in der Politik — unter falschem Namen in einer falschen Welt, aber in echtem Luxus leben konnte. Zum Teufel! Die Welt war ja groß genug! Wenn es nicht anders war, ging er nach China — nach China hinter die große Mauer, welche die alte Welt abschließt.

Nach China! Und in satirischer Laune noch das Andenken des alten Geizhalses beleidigend, der jetzt auf dem Kirchhofe zu Versailles moderte, parodierte er die Verse des Dichters:

„Kennst du das Land, wo Mandarinen blühen —

Dahin — dahin, laß mich mit dir,

O mein Geliebter zieh'n!“

Wenn er erst einen Erdenwinkel gefunden, wo sich's leicht und angenehm lebte, wo man Paris, dies gleichzeitig verachtete und so heiß geliebte Paris, vergessen konnte, dann wollte er an Lucie Lorin, die inzwischen frei geworden war, schreiben. Ja, es würden sich dann schon Mittel und Wege finden, um das junge Mädchen zu benachrichtigen, wohin er sich geflüchtet, wo er sie erwartete und wo sie endlich glücklich sein konnten . . . so glücklich . . . ja so glücklich! . . .

Das Rütteln und Schütteln des Eisenbahnzuges schien diese Gedankenarbeit noch zu beleben und Jean in die süßesten Träume einzuwiegen.

Aber wie sollte er — natürlich erst späterhin — Lucie die Nachricht zugehen lassen? Er dachte darüber nach. Wer weiß, ob sich nicht — wenn die Geschichte erst aus und vorbei war — der alte, dumme Doktor Pomeroy selbst dazu hergab. . . . Aber bis dahin mußte er sein Glück versuchen . . . mußte ihm eine Handhabe bieten und etwas wagen. Alles oder nichts! Verlor er das Spiel, nun wohlan, so arbeitete er mit seinen Händen in Suez, in Alexandrien, gleichviel wo. Er fühlte sich nicht

in seinem Stolze verletzt, wenn er sich als Erdarbeiter die Nägel zerriß und zerbrach, vorausgesetzt, daß sein Elend unbekannt blieb und er eben unter und mit andern armen Teufeln lebte. Gewann er dagegen — und es war ja kein Zweifel, er mußte gewinnen — dann war es ja völlig gleichgültig, wohin er auswanderte. Es lohnte dann überall der Mühe zu leben.

In Nizza stieg er in einem kleinen Hotel in der Nähe des Bahnhofes ab, blieb aber nicht lange dort. Monaco zog ihn an, wie das Licht eines Leuchtturms die Nachtvögel anzieht. Vorher indessen — er beabsichtigte von Monaco gleich nach Italien zu gehen — vorher wollte er das Fleckchen Erde wiedersehen, wo er groß geworden, das kleine Häuschen der Eltern an der Straße nach Villefranche. Er nahm einen Wagen und während er dem Kutscher Bescheid sagte, fühlte er, daß seine Stimme bebte.

„An der Straße links, nachdem Sie an der Batterie der Sansculotten vorüber sind. In der Nähe eines kleinen Haines . . .“

„Von Delbäumen?“ fiel der Kutscher ein. „Ich weiß, Sie meinen die kleine Besitzung der Mornaß, der Franzosen, die sich vor langer Zeit dort niedergelassen haben!“

„Richtig, ich meine das Höfchen der Mornaß!“

Der Kutscher, ein Italiener, fuhr rasch, und je näher Jean dem elterlichen Hause kam, je zweifelhafter wurde es ihm, ob es wirklich geraten sei, in dasselbe einzutreten. Vater und Mutter wiedersehen! Ja, das wäre sehr schön gewesen; aber er konnte doch nicht ankommen, sich ein Stündchen mit den beiden alten Leuten unterhalten und dann wieder seiner Wege gehen. Die Mutter würde ihn sicherlich zurückzuhalten suchen — und der Vater hatte gewiß den Sohn nach tausend Dingen zu fragen. „Wie steht's in Paris, mein Junge? . . . Wie geht's mit der Praxis? . . . Hast du viele Patienten? . . . Und was gedenkst du späterhin zu beginnen?“ Durch alles dies würde er sich aufhalten lassen, sich verspäten. Der Telegraph eilte ihn . . . man schickte Gendarmen nach ihm aus . . . Gendarmen? Jean lachte innerlich.

Er hatte große Lust, dem Kutscher zu sagen, er möge umkehren. Aber konnte er nicht wenigstens so weit fahren, daß er das Haus erblickte — nur ganz von weitem — um die sonnigen Jugenderinnerungen aufzufrischen und dann das friedliche Bild mit sich in die Fremde zu nehmen? Das Wetter war so schön!



Ein klarer Himmel — in der Ferne das rauschende blaue Meer — in den Gärten schon hin und wider Blumen. Wie oft war Jean als Knabe spielend und singend diese Straße entlang gewandert!

Und jetzt . . . jetzt! Bei jeder Biegung des Weges tauchte das runzliche Gesicht des alten Berthiere wie ein verschwommener Schatten vor ihm auf.

Der Kutscher hielt.

Jean erblickte unter den grauen Olivenbäumen, etwas erhöht, auf weißem Felsenboden liegend, das kleine Haus mit dem roten Dache. Dort lebten die Menschen, denen er das Dasein verdankte, deren Namen er trug! Arme Leute!

Er verließ den Wagen.

Um zu dem Häuschen zu gelangen, mußte er einen schmalen, steinigen Fußpfad verfolgen, auf dem der Wagen nicht fahren konnte.

„Erwarten Sie mich hier!“ befahl er dem Kutscher.

Mit langsamen, durch die Erinnerung beschwerten Schritten stieg er den Pfad hinauf. Jeder Strauch gemahnte ihn an ein in seine Kleider gerissenes Loch, an das Pflücken einer Frucht oder Blume.

Sein Herz schlug immer heftiger, je näher er dem Hause kam. Als er das Gehöft erreicht hatte, fand er nicht den Mut hineinzutreten, sondern umkreiste dasselbe in gemessener Entfernung. Der alte Mornas saß vor der Thür, rauchte sein Pfeifchen und blickte hinab auf das ferne Meer.

Jean sah ihn deutlich durch das Laubwerk der Sträucher, die am Baune entlang wuchsen.

Aber seine Mutter?

Die Mutter war nicht da! . . .

Wenn sie gestorben wäre!

„Ich fange wirklich an kindisch zu werden!“ dachte er. „Tot, gestorben? Würde ich das nicht erfahren haben?“

In diesem Moment erschien die Mutter auf der Schwelle. Auch sie blickte in die Ferne und hielt, um die Augen gegen die Sonnenstrahlen zu schützen, die Hand über die Stirn.

„Schönes Wetter! Wunderschönes Wetter!“ hörte er sie mit einer Stimme sagen, deren Klang er beinahe vergessen hatte. Aus dem Tone klang eine innige Zufriedenheit hervor.

Jean fragte sich, was er hier in diesem Frieden wollte. Sollte er ihn stören? Sollte er seine Dual in diese Ruhe hineinbringen?

Wie gern hätte er sich in die Arme der beiden geworfen,

die er sehr gealtert, von der Zeit sehr mitgenommen fand. . . . Wie grausam ist doch das Leben! . . . Lohnte es überhaupt der Mühe, dasselbe auf sich zu nehmen?

Dann riß er sich mit einem gewaltsamen Rucke von dem Kleinen, verrosteten Thorgitter los, durch das er hineingespäht hatte, wie ein kundschaftender Dieb. Mit der Hand winkte er den beiden Alten noch einen Gruß zu und entfernte sich, die Augen voll Thränen, während er sich selbst dumm, sentimental und lächerlich schalt.

Ehe ihm das Haus ganz aus dem Gesicht kam, drehte er sich noch einmal danach um.

Es schien ihm, als sei es von einem leichten, blauen Dunstwölkchen umgeben, das sich in die Luft erhob, um im Sonnenschein zu verstieben, wie ein Hauch — der Rauch des häuslichen Herdes, der sich verflüchtigte wie eine ersterbende Hoffnung.

„Nach Nizza!“ rief Jean Mornas dem Kutscher zu, als er in den Wagen stieg.

### Dreizehntes Kapitel.

Jean dachte an dieses leichte blaue Rauch- oder Dunstwölkchen, als er, am Abend darauf, bleich, mit trockenem Lachen — dem Lachen eines Narren oder eines Menschen, der sich gegen die ganze Welt auflehnt — den Roulettetisch in Monaco verließ. Ja, zum Teufel, das Rauchwölkchen war verweht! Gute Nacht, letzte Hoffnung! Das Roulette hatte alles verschlungen — alles bis auf den letzten Heller. Gute Nacht, Mornas. Unglück im Spiel — Unglück in der Liebe! . . .

„Zum Totlachen!“ hatte er zu sich selbst gesagt, als er nach dem Hotel zurückkehrte.

Und in der That, er lachte — lachte mit dem bösen Lachen von ehemals, mit dem Lachen höhnischen, prahlerischen Trozes — aber es war etwas Gebrochenes in dem Tone, als habe das Schicksal den störrischen Geist gebeugt, gedemütigt.

Ja, wahrhaftig, das Schicksal hatte ihn mit seltener Wut verfolgt. Er hatte verloren vom Anfange bis zum Ende! Seine Nummer, seine Farbe war nicht einmal herausgekommen — er hatte kein einziges Mal gewonnen.

Noch sah er den Roulettetisch, den Abgrund, der alles verschlungen, und das gelangweilte, unbewegliche Gesicht des Croupiers vor sich. Noch einmal sah er Goldstücke und Bank-

scheine aus seinen Händen auf den Tisch gleiten, um von der, einer gierigen Klaue gleichenden Krücke dieses Mannes hinweggerafft zu werden. Noch tönte in seinen Ohren das summende Flüstern und Murmeln der Menge, die mit fieberhafter Spannung diesem Kampfe zusah, in welchem ihm, der stets auf den Umschlag des Glückes hoffte, ein Einsatz nach dem andern verloren ging . . . ihm gleichsam das Fleisch Stück für Stück vom Leibe gerissen wurde. Er war zu Grunde gerichtet, ausgeplündert — alles war verloren . . . und in so wenigen Stunden!

Ein unnützes Verbrechen! Ein gescheitertes Unternehmen! Es war aus!

Was nun thun — was beginnen?

Arbeiten? Ja, das war leicht gesagt, so lange er noch das Geld hatte, das ihm nicht genügt, das er vermehren wollte. Aber nun?

Arbeiten — wo — was?

Vor allem mußte er fliehen, und nach der Flucht blieben ihm kaum noch die Mittel, um acht Tage das nackte Leben zu fristen!

Was sollte aus ihm werden?

Man kann sich der Verfolgung leicht entziehen, wenn man Geld hat. So lange man bezahlen kann, kommt man nicht in Verdacht. Aber ein Armer!

Das Wort allein glich einer Ohrfeige und traf wie eine Beleidigung.

Arm sein! Den Kampf von neuem beginnen? Den Berg noch einmal erklettern? Dieselbe Kugel am Bein weiter mit sich schleifen? Denselben Kelch der Bitternisse und des Elends noch einmal leeren — vorausgesetzt selbst, daß das Geschwornengericht, vor das man ihn schleppen würde, wie zur Schlachtbank, nicht in so naher, drohender Aussicht gestanden hätte? . . . Nein!

„Nein! Und tausendmal nein! Du hast die Schlacht verloren, mein Junge! Hättest du gesiegt, so würdest du die dumme, blödsinnige Menge beherrscht haben — da du eine Niederlage erlitten, wärest du ihr nichts, als ein Narr, eine Canaille! Das Stück ist durchgefallen, mein Alter. Zieh deinen Paletot an und nimm Reißaus.“

Er kehrte in sein Hotel zurück, klingelte dem Stubenmädchen, verlangte Briefpapier und schrieb. Den einen der Briefe steckte er in die Tasche seines Ueberziehers, den andern ließ er an auffallender Stelle auf dem Tische liegen. Dann ging er aus.

Der zurückgelassene Brief, den man am andern Morgen fand, war an die Oberstaatsanwaltschaft in Paris gerichtet. Jean gestand darin die Wahrheit über den Tod des Herrn von Berthiere.

Das Billet, welches er mitgenommen, enthielt nur zwei Zeilen, gleichsam ein ironisches Testament, und war an die ehemaligen Zuhörer und Anhänger des Mandarin gerichtet, welche seinen Reden, seinen Lehren, seinen widersinnigsten Aufstellungen und Frechheiten in den Bierhallen des lateinischen Viertels Beifall geklatscht hatten.

Diese Zeilen lauteten:

„Da der Mandarin getötet werden muß, so töte ich ihn.  
Der Mandarin bin ich selbst! Jean Mornas.“

Dann ging er hinaus auf die Terrasse, um frische Luft zu schöpfen, eine letzte Cigarre zu rauchen, noch einmal den Duft der Blumen einzusaugen, den sich verlängernden Schatten der Palmen vor sich zu sehen und auf das Meer hinaus zu schauen, welches in ruhigem Perlmutterglanze unter dem blanken, klaren Himmel lag. . . .

Es war so schön zu leben! Er vernahm von unten herauf Lachen und Gesang. Einzelne Pärchen, die sich umschlungen hielten, streiften wie glückselige Schatten an ihm vorüber.

Jean rauchte seine Cigarre bis auf den letzten Stummel aus und warf diesen erst weg, als er ihm die Finger verbrannte.

„Pfui, wie weh das thut!“ sagte er. „Weher kann es auch nicht thun, wenn man sich eine Kugel durch den Leib jagt.“

Dem Meere gegenüber auf einer Bank sitzend, suchte er mit der Linken unter der Weste die Stelle, wo das Herz liegt. „Denn ich habe doch nun einmal eins!“ sagte er. Dann drückte er den Revolver, den er in der andern Hand hielt, los.

Der in der Stille der Nacht fern widerhallende Schuß weckte die schlafenden Vögel und scheuchte sie über das Meer hinaus.

## Vierzehntes Kapitel.

Am andern Tage, genau um dieselbe Stunde, da man in Monaco ein gerichtliches Protokoll über den Selbstmord des Ausgeplünderten aufnahm, telegraphierte die Pariser Staatsanwaltschaft an den Centralvorstand der Grenzüberwachung,

womöglich die Festnahme eines gewissen, des Raubmordes angeklagten Jean André Mornas zu bewerkstelligen, dessen Signalement anbei folgte.

Lucie Lorin hatte gesprochen!

Doktor Pomeroy hatte das arme Mädchen, indem er es noch einmal hypnotisierte und seinem Willen unterwarf, gezwungen, den Namen zu nennen.

Die beiden alten Leute in dem Häuschen an der Straße nach Villefranche, welche wenig lasen und sehr zurückgezogen lebten, haben vielleicht niemals erfahren, daß Jean, ihr kleiner Jean, ihr Stolz und ihre Freude, den sie noch immer beweinen, im Augenblicke seines Todes eines schweren Verbrechens angeklagt war.

Die Wahrheit wie die Verläumdung wagt sich zuweilen nicht über eine gewisse gefeierte Schwelle.

Lucie Lorin lebt, ist aber noch immer ein fränkliches, blutarmes, tief bedrücktes Wesen. Von der schrecklichen Vergangenheit ist ihr nur eine dunkle Erinnerung, etwas wie die unklare Empfindung eines hinter ihr liegenden schweren Traumes geblieben; aber ihr Nervensystem hat sich von der Erschütterung noch immer nicht erholt. Doktor Pomeroy hat sie zu sich genommen und pflegt sie und hat sich selbst den Schwur geleistet, sie gänzlich von den furchtbaren Krampfanfällen herzustellen, die auch wirklich von Monat zu Monat milder und seltener auftreten.

Er sagt manchmal zu seiner alten Haushälterin: „Ich bin eigentlich zum Vater geboren, und sehen Sie, Julie, nun habe ich eine Tochter, ohne daß ich mir die Last auferlegen mußte, eine Frau zu nehmen.“

Der brave Mann weiß nicht, was die gut unterrichteten Leute seines Stadtviertels, die bösen Zungen des Boulevard Clichy dazu sagen. Würde er es, so würde er darüber lachen — wenn er nicht etwa darüber weinte.

„Nein, dieser Doktor Pomeroy!“ sagen sie. „Ein Mann in seinem Alter! . . . Entweder das junge Mädchen ist die Frucht einer alten Sünde oder noch was andres. . . Ja, die Männer, die Männer! . . . Alter schützt vor Thorheit nicht! . . . Na, wir wollen nicht weiter darüber sprechen!“





COUNTWAY LIBRARY



HC 265A 9



